

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 133 (1993)

Artikel: Die grosse Heimsuchung : das Hungerjahr 1816/17 in der Ostschweiz.
Erster Teil

Autor: Specker, Louis

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946474>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Louis Specker
Die grosse Heimzucht
Das Hungerjahr 1847 in der Ostschweiz
Erster Teil

Vorwort

Vor einigen Jahren entstand beim Gedankenaustausch zwischen dem Direktor des Deutschen Brotmuseums in Ulm, Herrn Dr. Hermann Eiselen, und dem Konservator des Historischen Museums St.Gallen der Plan, bei Zeit und Gelegenheit gemeinsam eine Ausstellung zu gestalten. Dabei, dies war die motivierende Überlegung hinter dem Projekt, liesse sich zum Vorteil beider Institutionen ein doppeltes Ziel verfolgen. Einmal erhalte durch eine solche Ausstellung das St.Galler Publikum Einblicke in eine der eindrucksvollsten kulturhistorischen Spezialsammlungen, und zum andern könnte mit Hilfe einer Auswahl einmaliger Exponate aus Ulm ein Thema vorgestellt werden, das hierzulande bisher in den Museen nur marginale Behandlung erfahren hat. Weil der Konservator des Historischen Museums St.Gallen seit einiger Zeit den Wunsch hegte, einmal in der Neujahrsblattreihe des Historischen Vereins des Kantons St.Gallen über die grosse Hungersnot von 1816/17 in der Ostschweiz zu schreiben, lag es nahe, das Thema gleichzeitig auch ausstellungsmässig anzugehen. Damit war der gemeinsame Nenner für die Zusammenarbeit gefunden. Das Historische Museum St.Gallen besitzt zwar in seiner Sammlung einige Erinnerungsstücke aus der Zeit der letzten grossen Hungerkatastrophe, jedoch reichen diese niemals aus, um damit eine Ausstellung, die dem Thema auch nur einigermaßen gerecht würde, aufzubauen. Im reichen Fundus des Deutschen Brotmuseums hingegen finden sich zahlreiche Zeugnisse, welche daran erinnern, dass der Kampf ums tägliche Brot nicht nur eine Geschichte war, die von Siegen und Erfolgen berichten kann.

Das 1955 von Senator Dr. h. c. W. Eiselen gegründete Brotmuseum will nicht allein «eine Pflegstätte der Kultur des Brotes und der Tradition der brotschaffenden

Berufe» sein, sondern auch aufklären «über die Bedeutung des Brotes in der Ernährung der Völker und über die Wichtigkeit des Brotes im Einsatz gegen den Hunger der Welt». Die Stiftung St.Galler Museen ist daher Dr. Hermann Eiselen, dem Sohn des Mannes, der das Deutsche Brotmuseum gegründet hat, zu Dank verpflichtet, dass er in grosszügiger Weise für die Ausstellung über die Hungersnot von 1816/17, welche im Spätherbst 1993 im Historischen Museum St.Gallen eröffnet werden soll, aussagekräftige und seltene Objekte zur Verfügung stellt. Die vorliegende Schrift will gleichzeitig der Ausstellung als Begleitpublikation dienen. Angesichts der Fülle des Quellenmaterials drängte sich eine Zweiteilung der Arbeit auf. In der Fortsetzung der Abhandlung, die für das Neujahrsblatt 1995 vorgesehen ist, möchte ich unter anderem auf den Kampf gegen die Hungerkatastrophe eingehen und deren mentalitätsgeschichtliche Folgen erläutern.

Als Verfasser bin ich den Herren Markus Kaiser vom Staatsarchiv des Kantons St.Gallen sowie den beiden St.Galler Stadtarchivaren Dr. Marcel Mayer und Dr. Ernst Ziegler, deren tatkräftige Unterstützung die Arbeit erst ermöglicht hat, zu Dank verpflichtet. In Dankesschuld stehe ich auch bei einigen andern Archivvorstehern, die mir Einblicke in teilweise noch unbearbeitetes Material gewährt haben. Dem Historischen Verein des Kantons St.Gallen danke ich dafür, dass er mir die Möglichkeit geboten hat, die Arbeit in seinem Neujahrsblatt zu veröffentlichen.

St.Gallen, April 1993

Louis Specker, Konservator

Vorwort

Der jüngere Jahrgang entstand beim Gedankenanschauung zwischen dem Director des Deutschen Historischen Museums, Herrn Dr. Hermann Fischer, und dem Conservator des Historischen Museums St. Gallen der Zeit und Gelegenheit gemeinsam eine Ausstellung zu gestalten. Dabei, dies war die motivierende Ursache, dass man dem Projekte, diese nicht zum Vorteil beider Institutionen ein doppeltes Ziel verfolgen. Einmal erhebt durch eine solche Ausstellung das St. Gallen Museum, Einblicke in eine der eindrucksvollsten Kulturhistorischen Spezialsammlungen, und zum anderen kommt mit Hilfe einer Auswahl von Objekten, die sich im Laufe der Zeit als wertvollste Bestandteile der Ausstellung als hochqualitative Objekte angesehen. Die Fülle der Quellenmaterialien, die eine Zusammenfassung der Arbeit sind in der Fortsetzung der Abhandlung, die für die Zusammenfassung der Vorarbeiten, ist nicht nur in der Fortsetzung der Vorarbeiten, sondern auch in der Fortsetzung der Vorarbeiten, sondern auch in der Fortsetzung der Vorarbeiten.

Als Vorstand hat die Herrmann Fischer, Konservator des Historischen Museums St. Gallen sowie der Herrmann Fischer, Konservator des Historischen Museums St. Gallen, die Arbeit ermöglicht hat, es Dank verpflichtet. In der Fortsetzung der Arbeit, die auch bei einigen anderen Museen, die mit Einblicke in teilweise noch unpublizierten Material gewährt haben. Dem Historischen Museum St. Gallen danken wir sehr dafür, dass es mit der Möglichkeit geboten hat, die Arbeit in diesem Zusammenhang zu veröffentlichen.

St. Gallen, April 1971

Louis Specker, Conservator

Der jüngere Jahrgang entstand beim Gedankenanschauung zwischen dem Director des Deutschen Historischen Museums, Herrn Dr. Hermann Fischer, und dem Conservator des Historischen Museums St. Gallen der Zeit und Gelegenheit gemeinsam eine Ausstellung zu gestalten. Dabei, dies war die motivierende Ursache, dass man dem Projekte, diese nicht zum Vorteil beider Institutionen ein doppeltes Ziel verfolgen. Einmal erhebt durch eine solche Ausstellung das St. Gallen Museum, Einblicke in eine der eindrucksvollsten Kulturhistorischen Spezialsammlungen, und zum anderen kommt mit Hilfe einer Auswahl von Objekten, die sich im Laufe der Zeit als wertvollste Bestandteile der Ausstellung als hochqualitative Objekte angesehen. Die Fülle der Quellenmaterialien, die eine Zusammenfassung der Arbeit sind in der Fortsetzung der Abhandlung, die für die Zusammenfassung der Vorarbeiten, ist nicht nur in der Fortsetzung der Vorarbeiten, sondern auch in der Fortsetzung der Vorarbeiten.

Das 1971 von Senator Dr. L. C. W. Fischer gegründete Historische Museum will nicht allein eine Präsentation der Kultur des Landes und der Tradition der protestantischen

Einleitung

Epidemien, Naturkatastrophen und Hungersnöte haben auch die Menschen jener Regionen, die heute in Wohlstand, ja Überfluss leben, in vorindustrieller Zeit immer wieder auf drastische Weise an die Zerbrechlichkeit ihres Daseins erinnert. Nie verliess die Angst vor dem Hungertod jene Generationen, deren Leben ohnehin voller Mühe und Plagen war. Gebete, Sprüche, Sagen, Märchen und Geschichten ohne Zahl wie auch überlieferte Zeugnisse der bildenden Kunst lassen uns Angehörige eines Zeitalters, dem die unaufhörliche Steigerung der Gaumengenüsse beinahe zum Lebensinhalt geworden ist, ahnen, in welchem Ausmass der Hunger und das Zittern vor seiner gewalttätigen Macht das Denken und Fühlen beherrschten. Angesichts der geringen Abwehrkräfte, die den Menschen ehemals zur Bekämpfung des Hungers zur Verfügung standen, ist es wohl zu verstehen, wenn Hilfe zunächst einzig und allein noch von der Religion kam. Katastrophen von solchen Dimensionen wie Hungerkrisen haben eine Mentalität geformt, die von Anfang an den Glauben an die Möglichkeit einer Heimat für den Menschen in irdischen Gefilden nicht aufkommen liess. Letzte Geborgenheit in diesem Jammertal zu erobern, war vor der Tatsache solcher Bedrohungen nicht mehr als eine Chimäre. Heimat winkte anderswo! Noch der 1848 verstorbene St.Galler Gelehrte Professor Peter Scheitlin musste in seinem Leben vier Hungerkrisen mitmachen.

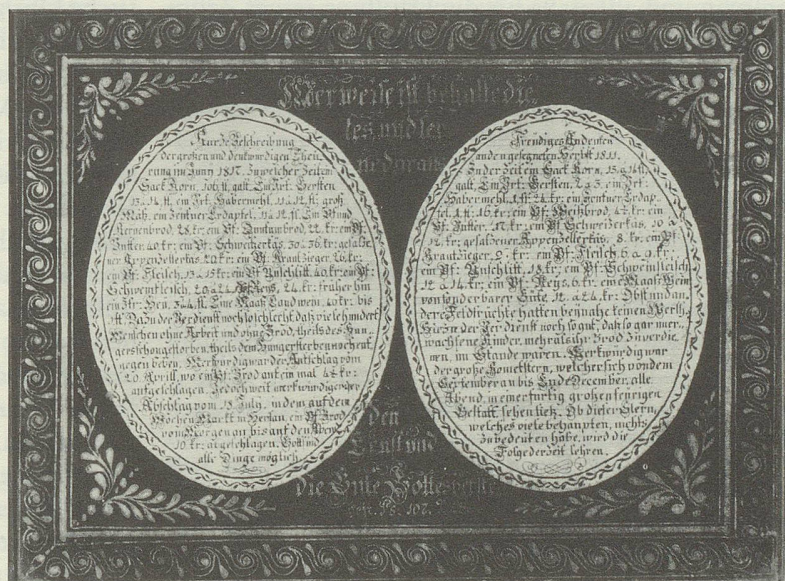
Den betroffenen Menschen galten über Jahrhunderte die Zeiten des Mangels als Strafe Gottes für die sündhafte Lebensführung. Nie jedoch hat Gott die Geissel unvermittelt über die lasterhafte Menschheit sausen lassen, sondern sie durch allerlei Vorzeichen gewarnt und zur Umkehr gemahnt; sein Zorn schloss immer auch die Möglichkeit der Gnade ein. Merkwürdige Zeichen am Himmel wie auf Erden, Erscheinungen, wel-

che sich der mittelalterliche Mensch nicht anders als auf übernatürliche Weise zu erklären wusste, deuteten auf drohende Katastrophen hin. Wohl sahen die Menschen, dass den Hungersnöten Ungewitter, Schneefälle und Hagel vorangegangen waren, aber die Kausalkette endete für sie unvermeidlich bei Gott. Kometen waren solche Träger einer göttlichen Botschaft, ein letztes Angebot an die Menschen, die verdiente Strafe noch einmal abzuwenden, falls sie sich ernsthaft aufrafften, den Pfad der Sünde zu verlassen.

Selbst Reformatoren wie Luther und Zwingli hatten die mittelalterliche Angst vor den plötzlich wie aus dem Nichts auftauchenden «geschwänzten Sternen» noch nicht verloren und in ihnen eine Zuchtrute Gottes erkannt. Auch Joachim von Watt berichtet in seiner Äbtechronik, als er von der grossen «teure des korns» zu Beginn des 11. Jahrhunderts spricht: «Man sach ouch vil cometen dieser jaren an mancherlei orten des himmels [...]»,¹ und noch während der Hungersnot von 1770/71 wollten viele den Einbruch der Drangsal aufgrund ungewöhnlicher Phänomene am Firmament gehaut haben. Und auch im Hungerjahr 1816/17 waren, wie der Text auf einer in der Technik der Hinterglasmalerei verfertigten Andenkentafel verrät, die alten Vorstellungen noch keineswegs verschwunden. Da heisst es unter anderem: «Merkwürdig war der grosse Kometstern, welcher sich von dem September an bis Ende Dezember alle Abend in einer furtig grossen feurigen Gestalt sehen liess. Ob dieser Stern, welches viele behaupten, nichts zu bedeuten habe, wird die Folge der Zeit lehren.» Insofern Hungersnöte und andere Schreckensereignisse Gott als richterliche Werkzeuge dienten, half gegen das drohende Elend nichts anderes als der Busseifer, der Wille, den Zorn des Allmächtigen durch

1 Von Watt, Joachim: Chronik der Äbte des Klosters St.Gallen, Erste Hälfte, St.Gallen 1875, S. 202.

Ein Andenken an das Hungerjahr 1817:
«Wer weise ist, behalte vieles und lerne daraus, den Ernst und die Güte Gottes verstehen». In den beiden Medaillons wird die Teuerung mit Preisangaben beschrieben und auf das Erscheinen von Kometen hingewiesen. Hinterglasmalerei. Sammlung Historisches Museum St.Gallen.



fromme Übungen, durch Gebete und Prozessionen etwa, zu besänftigen. Als erstes ordnete Karl der Grosse in Notzeiten stets das Fasten und Messelesen an.

Missernten, Überschwemmungen, Viehseuchen, Heuschreckenschwärme oder handelspolitische Auseinandersetzungen und nicht selten das Zusammenwirken mehrerer dieser Faktoren als alleinige Ursachen von Hungersnöten, sie haben im Volk noch lange nicht als letztgültige Erklärung Anerkennung gefunden. Im 18., ja selbst noch im frühen 19. Jahrhundert, haben Hungersnöte die Menschen mit solch verheerender Wucht heimgesucht, dass allein metaphysische Deutungen sie davor bewahrten, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Die metaphysischen wie die handfesten Versuche, die existentielle Not, welche die Menschen zu Beginn eines Jahrhunderts überfiel, in das man mit den glühendsten Hoffnungen eingetreten war, zu überwinden, werden uns im zweiten Teil der Untersuchung ausgiebig beschäftigen. Im folgenden geht es vorerst darum, die Ursachen der Heimsuchung auszuleuchten und den Verlauf der Krise zu skizzieren.

Auch wenn die Hungersnot von 1816/17 die religiöse Phantasie der Menschen nicht weniger angeregt, ihre Verständnismöglichkeit nicht weniger überfordert hat, als es bei Katastrophen von solch apokalyptischem Ausmass in voraufklärerischer Zeit stets der Fall war, so bedeutet sie dennoch eine historische Wende. Ein Blick zurück in eine fernere Vergangenheit mag dies verdeutlichen.

Hungerkatastrophen in vorindustrieller Zeit

Der mittelalterliche Bauer, der hauptsächlich für die Versorgung seiner Familie produzierte, wenig Vorräte anlegen und allenfalls für die Erfüllung seiner Zehntenpflicht etwas Überschuss erzeugen konnte, geriet, wenn die Ernte misslang, in grösste Schwierigkeiten. Mangel an Bargeld und unzureichende Verkehrswege haben ihn fast schutzlos den bösen Folgen einer ungnädigen Natur ausgesetzt. Ein milderer Schicksal hatte er nur dann zu erwarten, wenn er Höriger oder Untertan eines landbesitzenden Klosters war, aus dessen Speichern er sich oft noch einige Zeit versorgen konnte. Die Bauern des ostschweizerischen Voralpengebietes, die sich seit dem Spätmittelalter in zunehmendem

Masse vom Ackerbau abwandten, um sich auf die Gras- und Viehwirtschaft zu konzentrieren, sind in der Folge von Versorgungskrisen regelmässig noch stärker betroffen worden. Schon im 15. Jahrhundert war die Ostschweiz für die Versorgung ihrer Bewohner auf die Einfuhr von schwäbischem Getreide angewiesen. «Diese Zufuhr», schreibt Ildefons von Arx, «war unseren Voreltern schon so unentbehrlich geworden, dass sie eine grosse Teuerung und Mangel litten, als selbe im Schwabenkrieg nur acht Monate lang gehemmt war.»² Diese ausschliessliche Abhängigkeit vom Fruchthandel hat immer wieder zu Versorgungsengpässen geführt, vor allem dann, wenn die Lieferanten selbst unter Verknappung litten, der sie durch Absperren der Grenzen abzuwehren trachteten. In Anbetracht der unzureichenden Strassenverbindungen hat sich diese Politik des Egoismus innerhalb einer betroffenen Region sogleich ausgewirkt, die Preise für Brotfrucht stiegen sofort steil in die Höhe. Selbst die Stadt St.Gallen hatte, obwohl sie ein vorbildlich organisiertes Gemeinwesen war, immer wieder darunter zu leiden, wenn die Kornzufuhr stockte. So zum Beispiel im Jahre 1438, als in der ganzen Eidgenossenschaft eine grosse Teuerung herrschte, dass, dies berichtet Marx Haltmeyer in seiner Chronik, «in unser Stadt um Pfingsten ein Viertel Kernen um elf Schilling und drei Pfening und um S. Jacobs Tag um zwölf Schilling verkauffet [wurde] ... Es war auch der Wein samt anderen Lebens-Mitteln sehr theur, und haben vil Arme lange Zeit des Brots mangeln und grossen Hunger ausstehen müssen.»³

Der durch das Leinwandgewerbe erworbene Reichtum einerseits und die in der Reformation systematisch organisierte Armenfürsorge andererseits haben auch in der Stadt St.Gallen im 16. Jahrhundert dazu geführt, dass die Obrigkeit für schlechte Zeiten vorsorgte. Eine organisierte Barmherzigkeit sollte von nun an die ärgste Not bei den Armen verhindern. 1530 liess die städtische Obrigkeit wegen der herrschenden Hungersnot die Häuser der Armen besuchen, «und dieselbigen mit der Zahl ihrer Kinderen aufschreiben und hernach ihnen mit Musmähl und Brot aus dem Spital alle Tag zweymal [...] hilffliche Handreichung tun».⁴ Überdies versorgte die Stadt St.Gallen sogar Notleidende aus der Umgebung mit Speise oder half den Nachbargemeinden mit Anleihen aus, damit sie Korn kaufen konnten. Anlässlich der Teuerung zu Anfang des Jahres 1571 erfüllte der Rat der Stadt seine Christenpflicht, indem er den Darbenden Korn zu wohlfeilem Preise zukommen liess und den «verburgerten Hausarmen Leuten»⁵ Spenden austeilte. Auch in den nachfolgenden Teuerungszeiten, etwa in den Jahren 1608, 1614, 1622 und 1645, als die Feldfrüchte zum «grossen Nachtheil und Schaden des armen Manns»⁶ rar wurden, unternahm die Obrigkeit das ihr Mögliche gegen Preissteigerung und Wucher. Dass die Stadt St.Gallen damals nicht nur

2 Von Arx, Ildefons: Geschichten des Kantons St.Gallen, Zweiter Band, St.Gallen 1811, S. 628.

3 Haltmeyer, Marx: Beschreibung der Eidgenössischen Statt St.Gallen, St.Gallen 1683, S. 133 f.

4 Ebenda, S. 485.

5 Ebenda, S. 536.

6 Ebenda, S. 578.

beim normalen Gang der Dinge vortrefflich für ihre Armen sorgte, sondern auch in Zeiten schwerer Krisen der Not wirkungsvoll zu steuern wusste, ist bekannt. Noch Franz Anton Patzaglia bestätigt in seinem 1708 erschienenen «Bericht oder Sendschreiben Die löbliche Republic und Stadt St.Gallen betreffend» die mustergültige Einstellung der Stadtsanktgaller gegenüber den Armen und Darbenden, wenn er schreibt, dass hier die «Christliche Liebe und Freygebigkeit gegen die Armen im höchsten Grad regiert und [...] ohne Unterlass so viel Almosen gegeben wird, dass es gewiss ungläublich ist».⁷ Und er stellt fest, dass, wer immer das Glück habe, ein St.Galler Bürger zu sein und sich ehrlich verhalte, «niemals in die äusserste Noth, Elend und Armuth»⁸ geraten werde. Und weil dem so war, verwundert es nicht, dass in Zeiten der Hungersnot St.Gallen jeweils von Notleidenden aus der ganzen Region heimgesucht wurde und in einem Ausmasse Werke der Barmherzigkeit auszuüben hatte wie kein zweites Gemeinwesen weit und breit. Das war – wie später zu zeigen sein wird – auch noch anno 1816/17 nicht anders.

Indessen, nicht nur die Stadt St.Gallen, auch die Fürstabtei hat ihren Untertanen in Zeiten der Drangsal wirkungsvoll geholfen. Die patriarchalische Fürsorge, welche die Fürstäbte gerade in Notzeiten in reichem Masse entfalteten, bezeichnet Johannes Duft zu Recht als «ein allgemein anerkanntes Ruhmesblatt in der Geschichte der fürstäbtischen Mildtätigkeit».⁹ Diese Sorge, die sich nicht erst im 17. und 18. Jahrhundert segensreich ausgewirkt hat, ist den Bewohnern des St.Galler Klosterstaates viele Male zugute gekommen. Grosse Verdienste erwarb sich Abt Coelestin Sfondrati, als er im Hungerjahr 1690 sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln bemühte, die Not zu lindern. Die Kornsperrre, welche der Kaiser 1688 bis 1694 über die Eidgenossenschaft verhängte, fiel mit schlechten Erntergebnissen zusammen, weshalb die Leute gezwungen waren, «Pferde, Hunde, Katzen und Gras zu essen»,¹⁰ und viele Kinder ihre Eltern, um überleben zu können, verlassen mussten. Der Fürstabt liess nicht nur die Bedürfnisse jeder einzelnen Familie aufzeichnen, sondern erwirkte vom Kaiser die Einfuhr einiger Kornquanten, welche er, obwohl sie ausschliesslich für die Klosterinsassen bestimmt waren, teilweise auch an die Hungernden austeilten liess. In Mailand kaufte er für 23 000 Gulden Brotfrucht, und an jede Pfarrei liess er die Weisung ergehen, auf seine Rechnung die Ärmsten zu unterstützen.

In der Ahnung kommender Gefahr legten die Äbte auf Stiftskosten Vorräte an, «um sie im Falle der Not auf den Markt zu werfen und preisregulierend abgeben zu können».¹¹ Die äbtischen Massnahmen gegen Hunger und Teuerung verfolgten stets ein doppeltes Ziel. Zum einen versuchten sie den Vorkauf zu verhindern, zum andern durch Verhandlungen verhängte Sperren zu

durchbrechen. 1689 ordnete Coelestin I. an, «dass man zu Rorschach den vorkäufferen keine fruchte lasse zukommen», dass die gelagerten Früchte nur in bestimmten Quanten verkauft werden durften. Ferner wurde eine Kontrolle darüber verfügt, ob das Brot bei den Bäckern «in iusto pondere [im richtigen Gewicht] verkaufft werde».¹²

Als 1756 wegen Kriegswirren eine Versorgungskrise drohte, gelang es Abt Coelestin II., der nicht zuletzt deswegen den Neubau des 1748 vollendeten Rorschacher Kornhauses veranlasst hatte, um mehr Platz für Vorräte zu schaffen, Brotfrucht aus dem Besitz von befreundeten schwäbischen Stiften zu organisieren. Ihm war es daher zu verdanken, wenn die Zeit der Kornsperrre, welche der schwäbische Kreis 1759 verhängte und welche «eynige tag über zwey monath gedauert»,¹³ einigermassen bewältigt werden konnte. Es «war iederzeit in Rorschach frucht genug, und ist der schrecken grösser als der schaden gewesen; die Schwaben können nit ohne das gelt aus der Schweiz seyn, mithin thauen solche spehrungen niemahlen lange zeit».¹⁴ Solange Handel und Wandel hiezulande gut gingen, liessen sich solche Sperren mit Geldmitteln auch immer wieder öffnen; wenn hingegen die Verdienstquellen in der Ostschweiz versiegeten, so, wie es anfangs des 19. Jahrhunderts der Fall sein sollte, war es unvergleichlich schwieriger, die Nachbarn von ihrer eigennützigen Haltung abzubringen.

Schon 1769 kündigte sich wiederum eine finstre Zeit an, über die uns der «Arme Mann aus dem Toggenburg» reichhaltige Aufzeichnungen hinterlassen hat. «Im Jahre 1769», notierte er in sein Tagebuch, «waren wiederum viel Warnungszeichen. Hin und wieder und auch bei uns spürte man Erdbeben. Den Himmel sahe man wiederum etliche Male blutrot. Zu Herisau hat man eine feurige verzehrende Windsbrutt, wie ein Wolken säulein gestaltet, gesehen. Ich hab ihn etlich mal gesehen. Er ging um 11 Uhr auf und verlor sich mit dem Tag, hatte einen langen bleichen Schweif, wie eine Ruten, sonst war der Stern klein [...] Im Wintermonat sahe

7 Patzaglia, Johann Anthoni: Bericht oder Send-Schreiben Die Löbliche Republic und Stadt St.Gallen Betreffend, St.Gallen 1718, S. 100.

8 Ebenda, S. 102.

9 Duft, Johannes: Die Glaubenssorge der Fürstäbte von St.Gallen im 17. und 18. Jahrhundert, Luzern 1944, S. 358.

10 Von Arx, Ildefons: Geschichten des Kantons St.Gallen, Dritter Band, S. 211.

11 Keller, Jakob: Kornhaus und Kornmarkt in Rorschach unter den Fürstäbten des Klosters St.Gallen, Beilage zum Bericht der thurgauischen Kantonsschule, Schuljahr 1924/25, Frauenfeld, S. 33.

12 Ebenda.

13 Zitiert in: Keller, Jakob: Kornhaus und Kornmarkt in Rorschach unter den Fürstäbten des Klosters St.Gallen, S. 34.

14 Ebenda.

man Feuer vom Himmel fallen, in Gestalt einer feurigen Kugel.»¹⁵ Zwar beobachtete auch Bräker, dass «ein schrecklicher Hagel, viel stärker als im vorigen»¹⁶ Jahr, 1770 die Ernte zerschlug, aber als letzte Ursache kam auch für ihn allein «Gottes dräuende Hand»¹⁷ in Frage, welche die Menschen von ihrem unchristlichen Lebenswandel abbringen wollte. «Gleich wie alle Sabbathe geschändet werden, so ist doch insonderheit der heutige zu einem heidnischen Greueltag gemacht an unserm Ort, daran mehr Sünden begangen werden als an vielen andern.»¹⁸ Daher befürchtete er, dass, falls keine Besserung eintrete, «Gott werde zu strafen anfangen müssen, weil alles so verkehrt ist».¹⁹

Und da die Menschen sich offensichtlich nicht bekehren wollten, erzielte sie im Jahre 1770 die Strafe. Ein nasser Sommer verursachte eine Teuerung, welche schliesslich, als der Bischof von Konstanz und der Thurgau die Kornausfuhr unterbanden, ein unerträgliches Ausmass annahm. «Vile unterthanen [hatten]», vermerkt das Kapitelsprotokoll vom 17. Dezember 1770, «nichts anderes zu essen als grüsch, ja, man sage sogar nur noch katzen. In der gemeinde Eggersriedt thue man das ros fleisch essen, deren schon 14 seyen verzehrt worden.»²⁰ Ulrich Bräker bezeugte schon im Oktober 1770, «einen solchen Preis der Lebensmittel [...] noch nie erlebt»²¹ zu haben, und stellt dann fest, dass die wenigsten Leute dies als Folge des sündhaften Lebenswandels erkennen wollten, sondern allein die Fruchtsperren und die Geldwirtschaft dafür verantwortlich machten. Obwohl er selbst dahinter einen Fingerzeig Gottes wahrnimmt, beklagt er gleichzeitig die sträfliche Vernachlässigung des Feldbaus. Tatsächlich zeigten jene Gegenden, die seit einigen Jahrzehnten sich der Spinnerei und Weberei zugewandt und die Bearbeitung des Ackers aufgegeben hatten, auch wenig Interesse, die Viehzucht weiterzuentwickeln. Ildefons von Arx berichtet, dass die in den Einflussbereich der Frühindustrialisierung geratenen Gegenden «ausser der Milch, so wenig als in einer Stadt, Nahrungsmittel zu pflanzen sich die Mühe gegeben».²² Selbst um die Kartoffel hatte man sich nicht sonderlich bemüht, obwohl doch seit langem bekannt

15 Voellmy, Samuel: Das kleine Tagebuch des Ulrich Bräker aus den Krisenjahren 1768–1772, Basel 1941, S. 36 f.

16 Ebenda, S. 37.

17 Ebenda, S. 38.

18 Ebenda, S. 37.

19 Ebenda, S. 38.

20 Zitiert in: Keller, Jakob: Kornhaus und Kornmarkt in Rorschach unter den Fürstbäben des Klosters St.Gallen, S. 34.

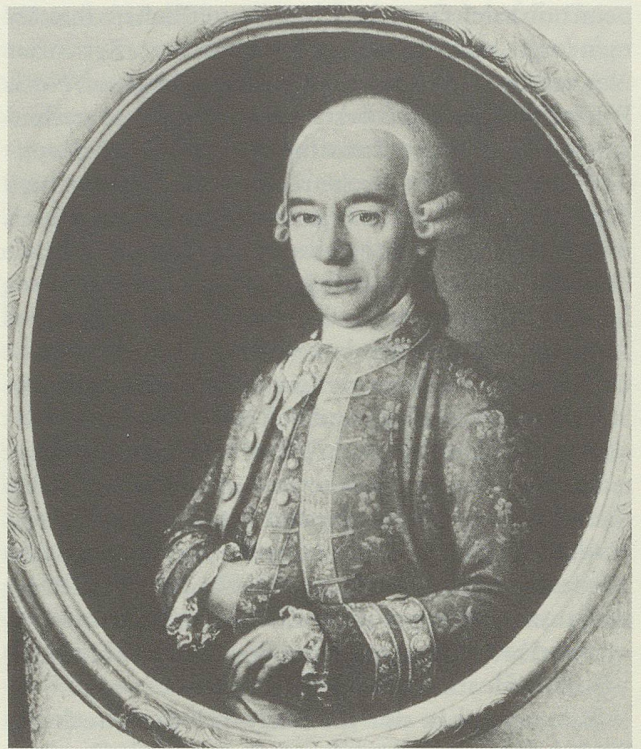
21 Voellmy, Samuel: Das kleine Tagebuch des Ulrich Bräker, S. 38.

22 Von Arx, Ildefons: Geschichten des Kantons St.Gallen, Dritter Band, S. 618.

23 Ebenda.

24 Voellmy, Samuel: Das kleine Tagebuch des Ulrich Bräker, S. 42.

25 Ebenda, S. 43.



Oberkommissarius Franz Josef von Bayer, 1740–1820, Rorschach.

Gemälde von Michel Herz.

Privatbesitz, Zürich.

war, welche bedeutende Rolle sie in der Volksernährung übernehmen konnte. Ungeachtet der Tatsache, dass die Versorgung dieser Gegenden mit Grundnahrungsmitteln stets aufs höchste gefährdet war, hatte sich die Bevölkerung unter dem Einfluss der Baumwollindustrie verdoppelt, und ein Grossteil der in ihr Beschäftigten musste sein Leben fristen «ohne eine Hand breit Boden, ohne eigene Wohnung, bloss vom täglichen Arbeitslohne, legte aber davon für einen Nothfall keinen Gulden beyseits».²³

Schnell liessen, wenn sich eine Missernte abzeichnete, die steigenden Lebensmittelpreise die Löhne hinter sich. Indessen sollte es noch lange dauern, bis Volk und Behörden daraus die nötigen Konsequenzen zogen. 1816/17 war es noch nicht soweit! Das «Baugewerb», welches um 1770 bereits Tausende beschäftigte und das bald zu- und bald abnahm, erlebte gerade in der Zeit der Lebensmittelverknappung ein Tief, so dass aus der Versorgungskrise eine Teuerung wurde. Während 1765 höchste Preise für Garnschneller und Webstücke bezahlt worden waren, sank nun der Verdienst auf die Hälfte, und die Preise für Lebensmittel erfuhren eine Verdoppelung. Jetzt gab «es viel Leut, die nichts [zu] essen [hatten] als Leim und Wasser, dass es Gott erbarm».²⁴ Und «das Herumlaufen und Bettelgehen» wurde «fast allgemein und das Stehlen noch darzu».²⁵



Beda Angehrn, 1767–1796 regierender Fürstabt von St.Gallen.
 Porträt aus unbekannter Hand.
 Sammlung Historisches Museum St.Gallen.

Unter dem grossen Schnee, der im Winter 1770 fiel, erstickte und verfaulte «im Schwabenland und andern Orten»²⁶ die Saat. Noch im Mai lag das Kraut unter einer Schneedecke. So entwickelte sich das Jahr 1771 zu einem recht traurigen, «dergleichen in 100 Jahren nicht gewesen».²⁷ Wie gewohnt, wurden auch dieses Mal Sperren errichtet und die Ausfuhr kontingentiert. Zwischen Bregenz und Konstanz zirkulierten Schiffe mit bewaffneten Soldaten, um jede Kornausschaffung unter der Hand zu unterbinden. Am 1. Januar 1771 erhielt Abt Beda Angehrn aus Rorschach Bericht, dass ein st.gallisches Schiff auf der Fahrt von Lindau nach Rorschach von einem «Jagdboot» aufgebracht und gezwungen worden sei, seine Ladung, welche aus Bohnen und Erbsen bestand, herzugeben.²⁸

Fürchterlich herrschte die Not in einigen Gegenden. «Die Leute wurden von Hungers wegen ganz schwarz, mager und hatten keine Kraft mehr zur Arbeit, nährten sich mit Nesseln und Heu, viele sind Hungers gestorben.»²⁹

Schon im August des Vorjahres erliess Beda Angehrn neue Kornmarktvorschriften, welche die Versorgung sicherstellen sollten. Fremden Aufkäufern wurde der Zugang zum Markt versperrt, und sämtliches Getreide musste, um die Entstehung von Wucherhandel zu unterbinden, über Rorschach eingeführt werden.

Im November dann wandte sich der Abt an den Kammererrat und Obercommissarius Franz Josef Anton von Bayer in Rorschach, das Haupt des von Bayerischen Leinwandhauses, das mit Italien einen ausgedehnten Leinwandhandel betrieb, mit der Frage, «wie man Früchte bekommen könnte und ob sie nit solche anschaffen wollten um ein billich Gewinn, oder ob sie nit auf das wenigste Geld herschiessen täten und Anstalten machen wollten, Früchte zu erhalten».³⁰ Kammererrat von Bayer stellte sich zur Verfügung und kaufte durch seinen Buchhalter Lorenz Salvini in der Region Venedig Getreide, welches von 400 Trägern über den Splügenpass nach Chur, von dort aus über Maienfeld, Luziensteig, Feldkirch, Bauern und auf dem Wasserwege nach Rorschach transportiert wurde. Am 13. Januar langte die «erste wälsche Frucht»³¹ im Rorschacher Hafen an. Von diesem Getreide kam nun wöchentlich ein bestimmtes Quantum zur Verteilung. Während die Armen davon geschenkt bekamen, mussten die übrigen dafür nur den halben Preis bezahlen. Die alte Landschaft erhielt insgesamt 960 und das Toggenburg 530 Viertel. Für den Getreidekauf in Italien gab das Stift 240 000 Gulden aus, insgesamt 50 Prozent der Kosten für die ganze Hilfsaktion.

Obwohl die Verteilung viel zu spät und auch reichlich unregelmässig erfolgte, hat das Unternehmen Beda Angehrns viel geholfen, und wie Ulrich Bräker, der mehrmals in seinem Tagebuch den wohlthätigen Fürstabt lobt, werden wohl die meisten Untertanen des Stiftes gedacht haben: «Auch wir Toggenburger erfahren die Güte und Milde unseres gnädigen Landesfürsten, da er uns in gegenwärtiger Not eine so lange Zeit, wie auch allen seinen Landen eine solche Menge Frucht in einem ordentlichen Preis zukommen lässt.»³² Denn ohne diese Hilfe «hätten wohl viele Hungers sterben müssen».³³

Die Stadt St.Gallen, deren Kornmagazin damals ausreichender als das äbtische in Rorschach mit Vorräten versehen war, gab 1771 im Laufe eines halben Jahres

26 Zitiert in: Denkinger, Josef: Eine Hungersnot und ihre Folgen: Von den «Bedastrassen» der Abtei St.Gallen, Typoskript im Staatsarchiv des Kantons St.Gallen, S. 6.

27 Gabriel Walser, zitiert ebenda, S. 11.

28 Steiger, Karl: Einiges aus den Tagebüchern des Fürstabtes Beda von St.Gallen, St.Gallen 1919, S. 18.

29 Gabriel Walser, zitiert in: Denkinger, Josef: Eine Hungersnot und ihre Folgen, S. 11.

30 Zitiert in: Denkinger, Josef: Eine Hungersnot und ihre Folgen, S. 8.

31 Zitiert ebenda, S. 10. – Vgl. auch Grünberger, Richard: Die Rorschacher Kaufmannsfamilie von Bayer, in: Rorschacher Neujahrsblatt 1972, und vom gleichen Autor: Die Teuerung 1770/71 nach den Tagebüchern der Statthalterei Marienberg, in: Rorschacher Neujahrsblatt 1974.

32 Voellmy, Samuel: Das kleine Tagebuch des Ulrich Bräker, S. 80, Anm. 7.

33 Ebenda, S. 48.

20000 Viertel Korn zu verminderten Preisen aus. Zur Unterstützung armer Haushalte spendeten Private, allen voran die Firma Gonzenbach, Schlumpf & Co., bedeutende Summen.

Aus der Hungersnot von 1770/71 wurden mancherlei Lehren gezogen, welche indessen nur sehr langsam den Weg in die Praxis fanden und manchmal sogar erst viel später, vor allem nach den Erfahrungen von 1816/17, zielstrebig verwirklicht wurden. Der fortschrittliche Abt Beda Angehrn hat frühzeitig eingesehen, dass mit den traditionellen Methoden dem Hunger nicht beizukommen war, dass alle jeweils getroffenen Massnahmen lediglich dazu geeignet waren, das Symptom zurückzudrängen. Seinen Willen, etwas dafür zu tun, um dem Übel in Zukunft das Aufkommen zu erschweren, bewies er mit dem Bau jener Strasse von Rorschach nach Wil, welche als eine der grossen Pionierleistungen in die Geschichte des eidgenössischen Verkehrswesens eingegangen ist. Ungeachtet der vielen Kritiken, welche sein Unternehmen hervorrief und des teilweise harten Widerstandes, den er von seiten einzelner Gemeinden erfuhr, nahm er das Werk 1774 in Angriff. Die Tatsache, dass der Bischof von Konstanz, sein alter Gegenspieler, die Versorgungskrise dazu benützt hatte, in Arbon einen eigenen Fruchthandel aufzuziehen, ebenso wie die Erfahrungen mit dem teuren Fruchttransport aus Italien hatten ihm klargemacht, wie unentbehrlich gute Strassenverbindungen zur Sicherung der Versorgung waren. Auf den Strassen – oder besser Karrenwegen –, die von Rorschach, dem wichtigsten Kornumschlagplatz der Region, ins Land hinausführten, war mit Fuhrwerken schwer vorwärtszukommen. Das nach zwei Jahren vollendete Bauwerk hat in der Folge nicht nur die Bedeutung Rorschachs als Marktflecken gehoben, sondern eine wichtige Voraussetzung für den späteren Aufschwung der regionalen Wirtschaft geschaffen.

Neben dem Bau der sogenannten Reichsstrasse durch den Fürststab von St.Gallen erfuhr in den siebziger Jahren manch andere Verbindung erhebliche Verbesserungen, so der Weg zwischen Gossau und Herisau, jener von Winkeln nach Herisau oder die Strasse von Wil nach Lichtensteig, um nur einige zu nennen.

Da und dort schenkte man nach dem Hungerjahr 70/71 der Verbesserung des Landbaus mehr Aufmerksamkeit und begann von der Dreifelderwirtschaft zugunsten einer Anbaumethode abzurücken, welche sich intensiverer Düngung bediente; nur zaghaft jedoch wandte man sich der Kartoffel zu. Weil indessen die Ostschweiz nach wie vor auf die Baumwollverarbeitung als auf ihre wichtigste Karte setzte, blieb sie weiterhin von einer Exportindustrie abhängig, die immer wieder unter den Launen der Weltgeschichte zu leiden hatte. Ihre Versorgungslage war daher bis zum Aufkommen der Eisenbahn nach wie vor eine gefährdete.

Über die Ursachen der Krise von 1816/17

Ebensowenig wie die grosse Hungerkrise von 1770/71 ist jene, die fast ein halbes Jahrhundert später vornehmlich die Gegenden der Nordostschweiz mit besonderer Heftigkeit heimsuchte, auf eine einzige Ursache zurückzuführen. Es wird im folgenden zu zeigen sein, dass auch bei der Entstehung der Krise und Teuerung von 1816/17 mehrere Faktoren in verhängnisvoller Weise zusammengewirkt haben.

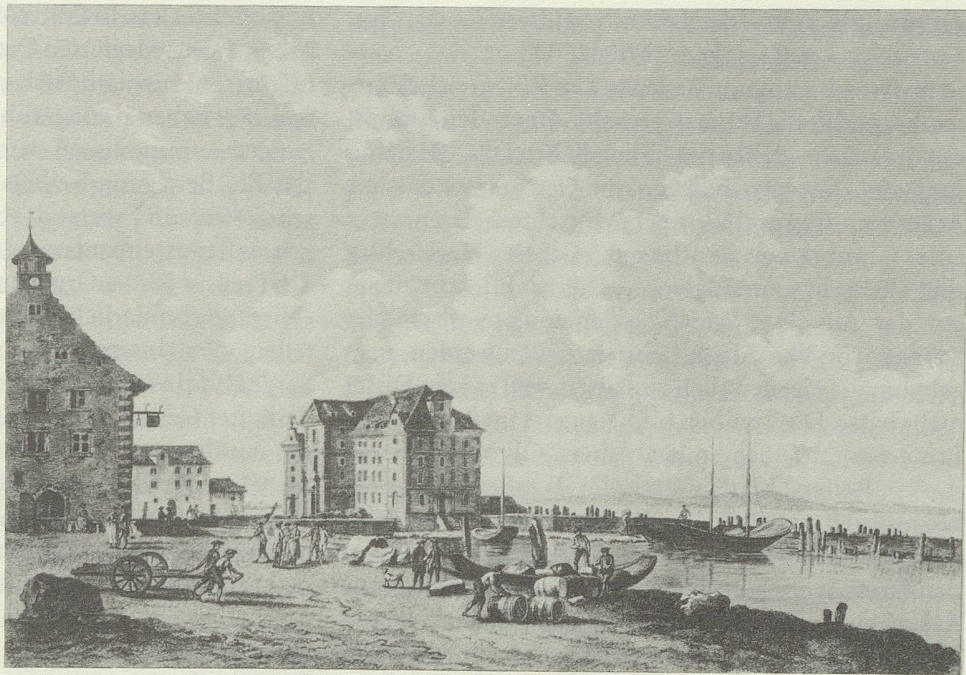
Klimatische Bedingungen

Die Kette der unheilvollen Ereignisse hatte ihren Anfang im Jahre 1815 in Indonesien genommen. Dort war im Sommer des erwähnten Jahres im Norden der Insel Sumbabwa der Vulkan Tambora ausgebrochen. Dieser Ausbruch – er gilt als der grösste in historischer Zeit – übertraf an Zerstörungskraft alle bisher bekannten Vulkaneruptionen. Die Erde bebte in einem Umkreis bis zu 1600 Kilometern. «Am Mittag verdunkelten Aschewolken den Himmel, und die Sonne verschwand hinter einem dunklen Schleier, den sie augenscheinlich nicht durchdringen konnte. Ein Ascheregen bedeckte die Häuser, Strassen und Felder mit einer mehrere Fingerbreit dicken Schicht. Durch die Finsternis drang zwischenzeitlich das Donnern der Explosionen, das sich wie Artilleriefeuer oder auch ein fernes Gewitter anhörte»,³⁴ so schildert Sir Thomas Stamford Raffles, damals Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte in Indonesien, die Naturkatastrophe. Bei keinem andern Vulkanausbruch gelangte so viel Asche, etwa 150 Kubikkilometer, in die Atmosphäre. Jahrelang trieben die Schmutzwolken in der oberen Stratosphäre und schirmten das einfallende Sonnenlicht ab, so dass die Temperaturen auf der Erde zurückgingen und noch im kommenden Frühjahr auch in den nördlichen Breiten eine erhebliche Senkung der Temperaturen die Folge war. Die Nachwirkung der Explosion des Tambora machte sich vor allem in Nordamerika, aber auch in Westeuropa verheerend bemerkbar, wo der Sommer des Jahres 1816 extrem kalt ausfiel. Dabei fiel diese Beeinträchtigung des normalen Klimas ohnehin in eine Kälteperiode, welche 1810 begonnen hatte und bis 1860 dauern sollte. Von 1815 an gab es schneereiche Winter, die jeweils das Kommen des Frühlings erheblich verzögerten.³⁵ Das auffällige Wärmemanko dieser Jahre relativiert nun allerdings die Einwirkungen des Tambora-Ausbruches ein wenig; dennoch ist die Annahme berechtigt, dass erst das Zusammenwirken der Natur-

³⁴ Zitiert in: Stommel, Henry und Elizabeth: Das Jahr ohne Sommer, in: Spektrum der Wissenschaft, 1985.

³⁵ Vgl. Pfister, Christian: Klimageschichte der Schweiz 1525–1860, Bern/Stuttgart 1984.

Vue intérieure du port
et du magasin de Rorschach.
Um 1777. Radierung von
Jacques Philippe Le Bas nach
einer Zeichnung von Alexis
Nicolas Perignon.
Sammlung Historisches
Museum St.Gallen.



katastrophe mit den langandauernden klimatischen Extremverhältnissen die Hungersnot von 1816/17 ausgelöst hat.

Aus vielen Regionen der Ostschweiz sind uns Berichte überliefert, welche für das ganze Jahr 1816 äusserst schlechte Wetterbedingungen bezeugen. Wie es im Kanton Zürich war, beschreibt der Volksdichter Jakob Stutz: «Dem späten Frühling folgte ein kurzer Sommer und Herbst und diesem ein früher Winter. Um Martini schon lag Berg und Tal mit tiefem Schnee bedeckt und unter demselben an so vielen Orten die Sommerfrüchte begraben, welche des späteren Reifens wegen nicht mehr eingesammelt werden konnten. Da wurde nach kurzer Zeit die Not, besonders in der östlichen Gegend, sehr gross.»³⁶ Und aus der Region St.Gallen erfahren wir von Professor Peter Scheitlin: «Ein schöner Tag war im Jahr 1816 eine sehr grosse Seltenheit. Fast das ganze Jahr war kalt und regnerisch. Darum waren alle Feldfrüchte noch sehr zurück, und keine Art von Frucht war wohlgerathen. Noch waren die späten Saaten in unsern Gegenden nicht ganz reif, und der Hafer war noch grün. Der Wein drohte unreif und grün an den Reben zu gefrieren. Die Gartengemüse waren durch eine Unzahl von Schnecken grösstentheils gefressen worden. Das Heu und Emt [...] war in immerwährender Nässe aufgewachsen, und nur mit Mühe hatte man es an seltenen Sonnenblicken trocknen können. Wo man in trockenen Jahren dreissig bis vierzig Viertel Erdäpfel [...] erntete, erntete man in diesem Jahre nur zehn oder fünf Viertel. An manchen Orten liess man sie den Mäusen im Boden, weil es sich den Bauern nicht einmal der Mühe lohnte, sie heraus zu graben. Die Erdäpfel waren

meist erbärmlich schlecht, käsig, glasig, räudig. Obst war sehr wenig gewachsen. Das gewachsene war kraftlos und sehr teuer. Schon fingen die Lebensmittel an, theurer zu werden.»³⁷ Nicht viel anders sah es im St.Galler Rheintal aus: «1814 gab es ein böses Fehl. Es wäre noch nicht so schlimm gewesen, wäre das Ländchen nicht sonst schon so arm gewesen [...] Zum Unglück war auch der darauffolgende Sommer nass und kalt. Es regnete drei, vier Wochen ohne Unterbruch. Nach ein oder zwei Tagen folgte eine neue Regenzeit. Mitte Mai konnte man mit dem Heuen beginnen, und am 8. August war man erst fertig damit! Was das für ein Heu gab, kann man sich denken. Um diese Zeit fiel auf den Alpen so viel Schnee, dass man ins Tal fahren musste mit der Viehhabe. So gab es bald Futtermangel. Anno 1816 war es nicht besser. Ein Senn hatte aufgeschrieben, es habe von Ende März bis anfangs Oktober 38mal geschneit in den Alpen. Nicht nur das Korn, auch die Kartoffeln missrieten wieder. Die Preise für Lebensmittel stiegen unheimlich. Womit sollten die Leute kaufen, wenn sie nichts verdienten! [...] Pferdefleisch war vorher nur von wenigen Leuten gegessen worden, jetzt galt es soviel wie Kalbfleisch. Brot war teurer als Käse. Und dies war erst der Anfang. – Überall musste Vieh geschlachtet werden über den Winter. Es fehlte an Futter. Das halb-

36 Stutz, Jakob: Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben, Frauenfeld 1983, S. 283.

37 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen in den Kanton Glarus und in die Umgebungen der Stadt St.Gallen in den Jahren 1816 und 1817, nebst einer Darstellung, wie es den Armen des gesammten Vaterlandes im Jahr 1817 erging, St.Gallen 1820, S. 36 f.

verhungerte Vieh – die Bauern verfütterten sogar Tannenzweige – gab fast keine Milch.»³⁸

Im Grossherzogtum Baden wie im Königreich Württemberg erlitt die Ernte in gewissen Gegenden Einbusen bis auf die Hälfte des üblichen Ertrages. «Mai und Juni (1816) fast täglich Regen und Gewitter, so dass die Äcker versoffen und Weinberge rutschten», lesen wir in einer Chronik von Reutlingen. «Grosser Hagelschlag und Überschwemmungen [...] Den 31. Juli schneite es auf der Alb. Das Schweizervieh musste wegen des Schnees von den Alpen heim getrieben werden, man gab ihm die eigene Milch zu saufen, weil es kein Futter mehr hatte. Die Trauben blüheten erst im August. Die Ernte war mitte September. Am 22. Oktober kam ein starker Reifen. Man musste die Trauben in Säcken heimführen und mit dem Rollstein zermahlen unter den Most [...] Seit fünf Jahren also kein Herbst.» Unter den Weinbauern herrschte Jammer und Not; Hafer und Ackerbohnen wurden auf der Alb gar nicht reif. «Auch hatten die Mäuse sich im Herbst so sehr vermehrt, dass sie ganze Fruchtäcker unterwühlten und die Frucht in ihre Vorratskammern schleppten [...]»³⁹

Dass jenseits des Bodensees, in jenen Gebieten also, die seit einigen Jahrhunderten vor allem über den Rorschacher Kornmarkt die Ostschweiz mit Brotfrucht versorgten, eine nicht weniger kritische Situation als hierzulande herrschte, gilt es sich zu vergegenwärtigen, wenn es darum geht, die Sperrmassnahmen zu begreifen, welche – wie gewohnt in Mangelzeiten – die süddeutschen Staaten auch während der Krise von 1816/17 ergriffen haben. Und selbst im «eigenen Vaterlande [...] verschlossen uns», klagt Ruprecht Zollikofer – obgleich er ein gewisses Verständnis für diese Handlungsweise aufbringen konnte –, «die noch glücklicheren Kantone gerade ihre Märkte und Speicher und jeden Ankauf von Lebensmitteln; freilich in kluger Absicht, vom Triebe eigener Erhaltung gezwungen, aber nicht desto weniger grausam [...]»⁴⁰; und nicht unterschlagen werden darf die Tatsache, dass eidgenössische Mitstände mit dem schlechten Beispiel vorangegangen waren. Im März 1816 schon hatte die Waadt den Anfang gemacht, und Bern war am 8. Juli mit einem Ausfuhr- und Fürkaufsverbot gefolgt. Das Wallis seinerseits schottete sich erst ab, als es selbst unter Sperren zu leiden hatte. Solche Massnahmen standen im offensichtlichen Widerspruch zum Bundesvertrag, welcher den freien Verkauf von Lebensmitteln und Landeserzeugnissen sowie die ungehinderte Aus- und Durchfuhr von einem Kanton zum andern gewährleistete; aber der damit verbundene Vorbehalt der «Polizeimassnahmen gegen schädlichen Fürkauf» öffnete regionalem Egoismus Tür und Tor. Hier wird deutlich, dass auch die in der anhebenden Restauration erfolgte Rückkehr zu einem lockeren Bundesgebilde weitgehend souveräner Kantone zur Maximierung der Katastrophe einen wesentlichen Bei-

trag geleistet hat. In Zeiten der Lebensmittelknappheit haben die privilegierten Orte ihre Bundesgenossen ohne grosse Skrupel im Stich gelassen. Diese Erfahrungen von 1816 haben dazu geführt, dass sehr bald Anstrengungen unternommen wurden, zum Wohle des Ganzen die Bewegungsfreiheit der Bundesglieder einzuschränken, um Exzesse des triumphierenden Kantönli-geistes etwas einzudämmen. Jener Zustand, welchen der Preusse Justus Gruner mit den Worten beschrieb: «Nirgends brüderliches Entgegenkommen, treues Mitteilen, gemeinsames Ausharren, überall selbstische Sorge und einseitige verderbliche Massregeln; in schauerhafter Gestalt hat sich die innere Zerrissenheit dieses Bundesstaates offenbart»⁴¹ – konnte und durfte nicht andauern. Dass aus dieser unerträglichen Situation immerhin einige bescheidene Lehren noch während der Krise gezogen wurden, darauf wird im zweiten Teil zurückzukommen sein.

Wirtschaftsstrukturen

Die Not der Jahre 1770/71 hat zunächst wenig an der grundsätzlichen Struktur der ostschweizerischen Landwirtschaft verändert. Der wachsende Bedarf des Weltmarktes an qualitativ hochwertigen Textilien hatte den Prozess der Industrialisierung weiter vorangetrieben und damit auch jene Entwicklung gefördert, welche seit dem Spätmittelalter durch die Abkehr vom Ackerbau in Gang gekommen war. Dies hatte zur Folge, dass die Versorgung der Ostschweizer Bevölkerung, die während der Industrialisierung eine starke Vermehrung erfuhr, in wachsendem Masse auf den Import der Hauptnahrungsmittel aus der nördlichen Bodenseeregion angewiesen war. Schliesslich kam auch eine Wechselwirkung im Verhältnis der beiden wirtschaftlich verschiedenartig strukturierten Räume zum Tragen, welche Elmar L. Kuhn so charakterisiert: «Die Regionen südlich und östlich des Sees mussten ihre Getreidedefizite aus der oberschwäbischen Überschussproduktion decken. Um sich diese leisten zu können, waren die zahlenmässig starken unterbäuerlichen Schichten der Ostschweiz, in Vorarlberg, aber auch im Allgäu auf gewerblichen Zuerwerb angewiesen.»⁴² Mittlerweile war aus dem textilgewerblichen «Zuerwerb» eine formidable Industrie geworden, welche von Tag zu Tag mehr Auf-

38 Gantenbein, Willi: Was mir meine Grossmutter über die Hungersnot im Werdenberg 1817 erzählte, in: Rorschacher Monatschronik 1946/6.

39 Bames, Carl: Chronica von Reutlingen, Reutlingen o.J., S. 9.
40 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes oder die Kantone St.Gallen und Appenzell im Hungerjahre 1817, Erster Theil, Schilderung unseres Elendes, St.Gallen 1818, S. 19.

41 Zitiert in: Oechsli, Wilhelm: Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, Band 2, Leipzig 1913, S. 480.

42 Kuhn, Elmar L.: Die Industrialisierung des Bodenseeraumes, in: Schott, Dieter/Trapp, Werner: Seegründe, Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes, Weingarten 1984, S. 173.

wand erforderte und mehr Produktionskapazitäten in Anspruch nahm. Was Ruprecht Zollikofer im Hinblick auf die Gemeinde Teufen zu Beginn des letzten Jahrhunderts bemerkte, gilt ohne Einschränkung für weite Teile der östlichen Schweiz. Die Fabrikation veranlasse, schreibt er, immer mehr «Einheimische, sich in die feuchten Gewerbskeller zu vergraben [...] Auf Kosten oft der sorgfältigern Bebauung des Bodens, der weit sicherern Pflege des Viehstandes, ward seit vielen Jahrzehnten der leichten, unsichern Industrie sinnlos geföhnt.»⁴³ Zwangsläufig wurde daher mit der Zeit auch die auf Viehzucht konzentrierte Landwirtschaft zu einem vernachlässigten Produktionssektor, dessen Leistungsfähigkeit sich ständig verringerte.⁴⁴ So war die Ostschweizer Bevölkerung in doppelter Hinsicht abhängig geworden: zum einen von der Einfuhr der wichtigsten Subsistenzmittel, zum andern von der extrem krisenanfälligen Exportindustrie des Baumwollgewerbes. Während der eine Wirtschaftszweig in seiner Einseitigkeit keine wirkliche Stütze der Versorgung mehr darstellte, war auf den andern ohnehin kein dauernder Verlass; und geriet dieser in eine Baisse, war kein Geld für ausreichenden Getreidekauf vorhanden. Eine äusserste Labilität wurde daher zum Kennzeichen der hiesigen Volkswirtschaft.

Zwar kamen um die Jahrhundertwende Anstrengungen in Gang, die landwirtschaftliche Produktion auch in der Ostschweiz zu verbessern. Die von aufklärerischem Denken angestossenen gemeinnützigen und ökonomischen Bewegungen, die in der «Toggenburgischen moralischen Gesellschaft» ihre zielstrebigste Vertreterin fanden, haben, ebenso wie die Erfahrungen von 1770/71, Schritt um Schritt neuen Ideen zum Durchbruch verholfen. Als Beispiel soll hier nur der Plan einiger fortschrittlicher Gossauer erwähnt werden, die auf dem Gute des Schlosses Oberberg einen Musterbetrieb nach den Richtlinien des Institutes von Philipp Emanuel von Fellenberg in Hofwyl einrichten wollten. Auch wenn sich das Vorhaben nicht realisieren liess, so sind Fellenbergs Vorschläge zur Verbesserung der Landwirtschaft doch von einzelnen Persönlichkeiten im Kanton St.Gallen aufgegriffen und in die Praxis umgesetzt worden. Von Karl Müller von Friedberg war 1808 die Anregung ausgegangen, einige Landwirte und Handwerker in Hofwyl ausbilden zu lassen. Die beiden Politiker Johannes Kuenzle aus Gossau und Dr. Markus Vetsch aus Grabs besuchten daraufhin bei Fellenberg einen Kurs und versuchten dann, die dort erworbenen Kenntnisse in ihrer Heimat anzuwenden. Dr. Vetsch hat mit grossem Erfolg im Rheintal als Vorbild für einen zeitgemässeren Landbau gewirkt. Zur Gründung einer landwirtschaftlichen Gesellschaft in St.Gallen kam es jedoch erst 1819, also nach der grossen Hungersnot. Unverkennbar jedoch geriet nach der Jahrhundertwende die Szene in Bewegung, überkommene Struktu-

ren kamen allmählich ins Wanken, widmete sich doch eine ganze Reihe aufgeschlossener Persönlichkeiten der Frage, wie der Agrikultur aufzuhelfen wäre. In Rheineck war es der Pädagoge und Naturforscher Pfarrer Rudolf Steinmüller, in Herisau der Ratsschreiber Johann Konrad Schäfer, im Thurgau Seminardirektor Johann J. Wehrli – um nur einige Namen zu nennen –, die sich mit Eifer des Landwirtschaftsproblems annahmen. Die starre Dreifelderwirtschaft wurde da und dort zum Rückzug gezwungen, aber weil es stets seine Zeit dauert, bis Reformen tatsächlich greifen, hatte die landwirtschaftliche Produktion, als 1816 die grosse Krise hereinbrach, noch keineswegs jenes Niveau erreicht, das erforderlich gewesen wäre, um den Überlebenskampf einigermassen erfolgreich bestehen zu können. Weil die Konsequenzen aus den Erfahrungen der letzten grossen Teuerung vor dem Ende des Ancien Régimes nur zaghaft umgesetzt wurden, weil sich nur allmählich eine breite Trägerschaft für die neuen Ideen entwickelte, hatte sich die Situation in der Landwirtschaft bis 1816 noch wenig verändert. Viel schneller ging es mit dem Prozess der Industrialisierung voran, was dazu führte, dass der Charakter der Ostschweizer Wirtschaft immer einseitiger wurde. Es kann also nicht verwundern, wenn das fast tropische Wuchern der Textilindustrie auf Kosten des bäuerlichen Gewerbes auch heftige Kritik auslöste und die Physiokraten gegen den Geist des Industrialismus mobil machten. Für Ruprecht Zollikofer wie auch für Peter Scheitlin kam die Unterwerfung des Volkes unter die Herrschaft der Industrie einem zweiten Sündenfall gleich, und jener zögerte nicht, das Museline-Gewerbe als verderblich zu brandmarken.⁴⁵

Nun hat allerdings Johann Mathias Hungerbühler beobachtet, dass im Toggenburg die Einführung der Kartoffeln fast gleichzeitig mit der Verbreitung der Baumwollverarbeitung erfolgte.⁴⁶ Für die hauptsächlich als Spinner und Weber beschäftigten Kleinstbauern oder besitzlosen Tagelöhner, denen nur beschränkte Anbaumöglichkeiten zur Verfügung standen, bot sich die Kartoffel, nicht zuletzt ihrer Anspruchslosigkeit wegen, als ideales Nahrungsmittel an. Es hatte tatsächlich der Kartoffelanbau seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine Ausdehnung erfahren und war da und dort auch in höhergelegenen Siedlungen heimisch geworden. Der Wegfall der Feudallasten, welcher 1798

43 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 111.

44 Obwohl nach der Aufhebung des Flurzwanges und der allmählichen Aufgabe der Dreifelderwirtschaft der Feldbau sich verbesserte und auch der Viehbestand zunahm, so hat sich doch auf die Dauer die Tendenz zur Industrialisierung siegreich durchgesetzt.

45 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 73.

46 Vgl. Hungerbühler, Johann Mathias: Industriegeschichtliches über die Landschaft Toggenburg, St.Gallen/Bern 1852, S. 49.

auf Anordnung der Helvetischen Regierung erfolgte, hat diese Entwicklung gefördert, so dass die Kartoffel sich allmählich einen festen Platz im Nahrungsmittelangebot eroberte. «An Erdäpfel», schreibt Peter Scheitlin 1817, «hatte man sich in unserer Gegend seit einigen Jahren gewöhnt. Man sah sie [...] auch auf den Tischen der Vornehmsten und Ärmsten.»⁴⁷ Vor 1770/71 hatte sie diese Anerkennung noch nicht erlangt, ja man begegnete ihr vielerorts noch mit Verachtung und mochte sie höchstens den Schweinen gönnen. Mit dem Misswachs im genannten Jahr jedoch bahnte sich ein Wandel an, und während der Teuerungszeiten von 1799 und 1800 sollen viele Menschen nur dank der Kartoffel mit dem Leben davongekommen sein. Dass trotzdem der Kartoffelanbau anno 1816/17 noch nicht das erforderliche Ausmass erreicht hat, beweist indessen die Tatsache, dass in jenen Jahren durch amtliche Bekanntmachung der Bevölkerung nachdrücklich empfohlen wurde, «diese äusserst wohlthätige Frucht in noch viel grösserer Menge als bisher zu pflanzen [...]».⁴⁸

Die Landwirtschaft blieb in ihrer Entwicklung weit hinter der rasch voranschreitenden Industrialisierung zurück – daran konnten auch die Warnungen der Physiokraten und die immer wiederkehrenden Krisen des Textilgewerbes nichts ändern.

«Ackerbau und Viehzucht, durch wissenschaftliche Bildung und Erzeugung alles dessen, was dem unverwöhnten Menschen durchaus nötig ist, bilden eines Volkes dauerndes Wohl, und nicht mechanische Geschicklichkeiten, Fabriken, Spinn- und Weberstühle [...]»⁴⁹

Selbst wenn derlei physiokratische Erkenntnis an Anhängerschaft gewonnen hätte, für eine Umkehr war es nun zu spät! Die Baumwollindustrie hatte sich mittlerweile in der Ostschweiz derart ausgeweitet, dass sie weitgehend das Schicksal der Bevölkerung bestimmte. In welchem Masse auch die landwirtschaftliche Produktion in ihr Schlepptau geraten war, wurde gerade am Ablauf der Krise von 1816/17 erkennbar.

Die immer grösser werdende Zahl jener Menschen, die ihr Auskommen in der Weberei oder Spinnerei gesucht hatten, verfügte, als schon im Herbst die Lebensmittelpreise nach oben sprangen, über keinerlei finanzielle Reserven. Man lebte von der Hand in den Mund, hatte sich daran gewöhnt, den erworbenen Verdienst rasch wieder auszugeben. Es sei dem fröhlichen und leichtsinnigen Völklein auch zu mühsam geworden, meint Ruprecht Zollikofer, «das nährnde Brot im trifenden Schweisse seines Angesichtes»⁵⁰ zu verdienen. «Vom glücklichen Gelingen gelockt, vom Scheine auch geblendet, ward [...] des mütterlichen Landes ernsterer, einfacherer Bestimmung [...] immer weniger gedacht.»⁵¹

Als mit der Aufhebung der Kontinentalsperre nach dem Sturze Napoleons das billige englische Maschinengarn den Markt überflutete, kam es zu einer ersten

tiefgreifenden Strukturkrise in der Textilindustrie, welche dazu führte, dass vor allem die in der Handspinnerei Beschäftigten arbeitslos wurden. Die Konkurrenz der englischen Maschinenware hat sich in der Folge immer stärker bemerkbar gemacht und das noch weitgehend auf traditioneller Handarbeit beruhende Ostschweizer Textilgewerbe fortan einem ständigen Innovationsdruck ausgesetzt. Während sich die Textilfabrikation hierzulande durch eine bewundernswerte Beweglichkeit ebenso wie durch einen lebhaften Erfindergeist auch nach mancherlei Rückschlägen schliesslich doch immer wieder konsolidieren konnte, sollte es noch lange dauern, bis sich die Textilarbeiterschaft in ihrer Mentalität der Unberechenbarkeit des Konjunkturverlaufes, dem jede Exportindustrie unterworfen ist, angepasst hatte. «An häufig leichtes Glück nur gewöhnt, hatten sich Tausende keine Tage der Armuth nur möglich gedacht.»⁵² Ein häuslicheres Denken, welches in guten Zeiten Reserven anlegt, um die unvermeidlich schlechten besser überstehen zu können, musste sich erst noch entwickeln. Zur englischen Konkurrenz gesellte sich noch eine weitere schwere Behinderung, der in der beginnenden Restauration sich durchsetzende Schutzzollgedanke. Grosse Hoffnungen erweckte der Anbruch der Friedenszeit nach der endgültigen Verbannung Napoleons auf die Insel Sankt Helena. Kaum jemand zweifelte daran, dass nun für die Textilindustrie der Ostschweiz die alten goldenen Zeiten wieder anbrechen würden. Die hohen Erwartungen sollten sich jedoch nicht erfüllen. Erneut verbot Frankreich die Einfuhr fremder Baumwollwaren. Französische Kaufleute, die mit der Schweiz Handelsgeschäfte betrieben, wurden schikanösen Kontrollen unterworfen, was der Exportindustrie ungeheuren Schaden zufügte. Als bald darauf Österreich die Schweizer Waren in seinen italienischen Staaten mit einem Verbot belegte und Neapel die Einfuhrgebühren derart hoch ansetzte, dass sie beinahe einem Einfuhrverbot gleichkamen, drohte dem Baumwollgewerbe der Ruin. Ein wandernder Appenzeller erlebte persönlich die bösen Folgen des stockenden Erwerbs im Kanton Glarus, «besonders in den Gegenden, die fast einzig vom Baumwollenspinnen sich nähren sollen, das nun fast gar nichts mehr abwirft». Ein unbeschreibliches Elend bekam er zu sehen, «da die Spinnmaschinen die Handgespunst ertraglos gemacht haben, das überbevölkerte

47 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 150.

48 Guter Rath über Pflanzung der Erdäpfel, in: St.Gallisches Kantons-Blatt für das Jahr 1817, St.Gallen 1817, S. 29.

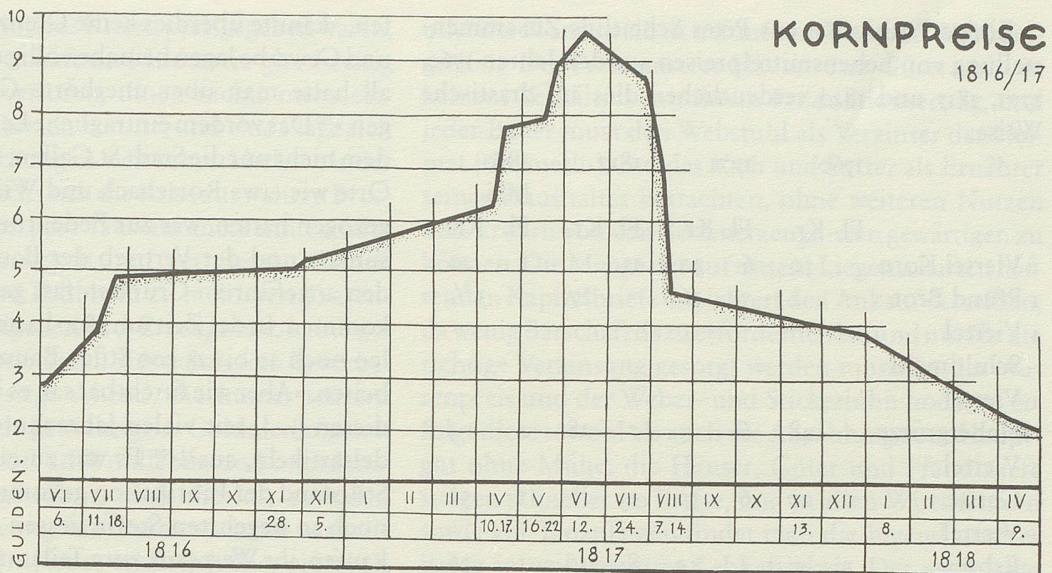
49 Vaterländische Nachrichten, Kanton St.Gallen, Der Bürger- und Bauernfreund, 16.4.1817.

50 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 63.

51 Ebenda, S. 64.

52 Ebenda, S. 66.

Kornpreise auf dem Rorschacher Kornmarkt, Juni 1816 bis April 1818.
 Aus: Wahrenberger, Jakob: Das Kornhaus zu Rorschach und seine Bedeutung für die Brotversorgung der Ostschweiz.



Land aber bei weitem nicht genug Pflanzland hat, um seine Bewohner nähren zu können».⁵³

Teuerung und Löhne

Während einerseits die Löhne rapide zerfielen, wurden andererseits die Ausgaben für Lebensmittel allmählich für die breite Bevölkerung unerschwinglich. Die Einseitigkeit der Erwerbsquellen wirkte sich fatal aus.

Unmittelbar nach der schlechten Ernte im Herbst 1816 setzte die Teuerung ein, zuerst beim Getreide, was als untrügliches Zeichen für eine bevorstehende Katastrophe galt: «Steigt aber das Korn oder Mehl oder Brot im Preise, so steigen auch alle andern Lebensmittel, und zwar sogleich.»⁵⁴ Die Angst vor der Teuerung legte sich wie ein Alp auf die Menschen, und «wo zwei oder drei Männer miteinander sprachen, sprachen sie gewiss von der Teuerung [...]»⁵⁵ Von Woche zu Woche kletterten die Kornpreise auf dem Rorschacher wie auf den kleineren Märkten in St.Gallen, Lichtensteig und Wil auf einen schliesslich seit Menschengedenken nicht mehr erreichten Grad. Seit Jahren waren die Getreidepreise mehr oder weniger stabil gewesen, jedenfalls hatte es nur geringfügige Schwankungen gegeben. Für das Viertel der besten Sorte bezahlte man einen Preis, der bald etwas mehr, bald etwas weniger als 2 Fl. betrug. Im Juni 1816 schon kostete ein Viertel bestes Korn in Rorschach 2 Fl. 57 Kr., ein Viertel von der schlechtesten Qualität 2 Fl. 32 Kr.; am 11. Juli dann waren für diese beiden Positionen bereits 3 Fl. 54 Kr., beziehungsweise 3 Fl. 18 Kr. auszulegen. Die beste Qualität sollte im Juni des folgenden Jahres sogar pro Viertel auf über 11 Fl. kommen. Die übrigen Lebensmittel blieben nicht hinter dieser Entwicklung zurück, denn «wie das Geld der Masstab des Wertes aller irdischen Dinge ist, so ist das Brot der Masstab aller geniessbaren».⁵⁶ Die zu Martini einsetzende gänzliche Fruchtsperre der deutschen

Nachbarstaaten hat der verhängnisvollen Entwicklung vollends die Bahn geebnet. Die Preislisten für alle Lebensmittel überboten im Frühjahr 1817 alles je Erlebte. Der Degersheimer Weber Johann Jakob Brunner berichtet in seinem Tagebuch: «Den 17. April hat der Sack Kernen in Rorschach bis auf 80 Gulden gegolten [im Mai dann 106!], und der Preis des Brotes hat auf einmal 18 Kreuzer aufgeschlagen und galt nun 1 Fl. 28 Kr., ein Viertig Schildmehl [6 Pfund] 2 Fl. 40 Kr., ein Viertig Gersten 2 Fl. 15 Kr., ein Viertig Mus 1 Fl. 44 Kr., ein Viertig Lyne [Leinsamen] 36 Fl. 48 Kr., das Pfund Schmalz bis 40 Kr., Käse 20 Kr., Rindfleisch 14 Kr., Schweinsfleisch 24 Kr., Erdäpfel 6 Kr., und so verhältnismässig alle übrigen Lebensmittel.»⁵⁷ Am 16. Mai, so notierte es der aufmerksame Beobachter Brunner, «galt ein Sack Kernen in Rorschach bis auf 86 Gulden, ein «Kernis Brot» 1 Fl. 32 Kr., den 22. [Mai] ein Sack Kernen bis auf 98 Gulden und ein Brot 1 Fl. 44 Kr., den 29. galt ein Sack Kernen in Rorschach 102–106 Fl., ein Brot 1 Fl. 56 Kr. und noch darüber, zum Beispiel im Speicher, auf Gais und in Appenzell bis auf 2 Fl. 8 Kr. Im Anfang des Monats Juni galt ein Viertig Schildmehl in Lichtensteig bis auf 4 Fl., ein Viertig Mus-Mehl 2 Fl. 42 Kr., und den 16. bis auf 3 Gulden; an diesem Tage haben ein Pfund Schmalz und ein Pfund Mus gleich viel, nämlich 30 Kr. gegolten.»⁵⁸ Nicht einmal während der Teuerung von 1770/71 hatten die Preise einen solchen Umfang angenommen.

53 Erinnerungen, Wanderungen, Erfahrungen und Lebensansichten eines froh- und freisinnigen Schweizers, Schmucklos, aber treu niedergeschrieben für seine Freunde. Zweiter Theil, Trogen 1829, S. 63.

54 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 145 f.

55 Ebenda, S. 154.

56 Ebenda, S. 146.

57 Brunner, Johann Jakob: Tagebuch, Degersheim 1980, S. 5 f.

58 Ebenda, S. 3 f.

Einige Positionen aus Peter Scheitlins Zusammenstellung von Lebensmittelpreisen aus den Jahren 1760, 1771, 1817 und 1820 verdeutlichen dies auf drastische Weise:

	1760	1771	1817	1820
	Fl. Kr.	Fl. Kr.	Fl. Kr.	Fl. Kr.
1 Viertel Korn	- 50	6 30	11 -	1 10
1 Pfund Brot	- 2	- 16	- 27	- 3 1/2
1 Viertel Schildmehl				
1 Viertel Habergrütze	- 48	6 -	7 28	1 4
1 Viertel Gerste	1 20	6 30	13 -	1 52
1 Viertel Erbsen	1 -	4 45	8 30	1 36
1 Paar Bürli (Brötli)	- 2	- -	- 12	- 2
1 Zentner Kartoffeln	- 40	1 30	11 -	- 40
1 Pfund Rindfleisch	- 4	- 10	- 15	- 9
1 Wurst	- 3	- 6	- 10	- 6 1/2
1 Pfund Butter	- 10	- 20	- 44	- 17
1 Mass Wein	- 8	- 10	- 56	- 20
1 Mass Milch	- 2	- 3	- 6	- 3
1 Ei	- 1/2	- 1	- 4	- 1

Der Preisvergleich zwischen 1817 und früheren Teuerungen zeigt, wie sich Ruprecht Zollikofer ausdrückt, «den schauerlichen Abstand jener Zeiten und der grossen Prüfungsperiode»⁵⁹ von 1816/17.

Je weiter entfernt vom Kornmarkt die Brotfrucht verkauft wurde, desto teurer das Brot, weil noch die Fuhrlohne dazu kamen und mancherlei Zwischenhandel kleinerem oder grösserem Wucher Chance bot. Unkenntnis oder Nachlässigkeit im Umgang mit Getreide haben nicht selten dazu geführt, dass dieses auf dem Transportweg verdarb, weshalb in abgelegenen Gemeinden das unverzichtbare Grundnahrungsmittel nur noch für Summen erhältlich war, die sich kaum jemand mehr leisten konnte. Bereits der Transportweg von Rorschach nach St.Gallen wirkte sich auf den Preis erheblich aus. So bezahlte man dort 1817 für einen Viertel Kartoffeln 2 Fl. 24 Kr. und etwas darüber, hier für dieselbe Menge sicher über 3 Fl. Das Appenzellerland, das damals nur wenige und unzureichende Verbindungen mit den Hauptverkehrswegen aufwies, bekam dies nun noch besonders als Nachteil zu spüren.

Aber noch düsterer wird das Bild, wenn man die Lebensmittelpreise mit den Löhnen des krisengeschüttelten Textilgewerbes ins Verhältnis setzt. «Die Verdienstlosigkeit», weiss Ruprecht Zollikofer zu berich-

ten, «kannte überdies keine Grenzen. Handel, Wandel und Gewerbe lagen beinahe völlig darnieder, und überall hatte man über unerhörte Geldlosigkeit zu klagen.»⁶⁰ Das vordem einträgliches Leinwandgeschäft, von dem nicht nur die Stadt St.Gallen, sondern auch andere Orte wie etwa Rorschach und Wil erhebliche Vorteile gezogen hatten, war zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken und der Vertrieb der Baumwollprodukte aus den angeführten Gründen fast ganz zum Erliegen gekommen. In der Zeit um 1800 hatte die Walke in St.Gallen noch 20 bis 25 000 Stück Baumwolltücher zu bearbeiten. «Aber wie furchtbar sah es im Jahre 1817 [...] mit diesen [...], seit vielen Jahrzehnten wichtigsten Handelsartikeln, aus?!»⁶¹ Es war zu einem fast gänzlichen Stillstand der Fabrikation gekommen. Die vor kurzem noch so begehrten Stoffe liessen sich nicht mehr verkaufen, ihr Wert sank zum Teil um die Hälfte innerhalb zweier Jahre. «Musseline besonders waren im Jahre 1817 wie Koth nur geachtet und häufig unter dem kostenden Garnpreis verkauft worden. Baumwolltücher, die in Zeiten des Flores vielleicht bis in die 90 Fl. zu stehen kamen, konnten nun um beiläufig 20 Fl. erhandelt werden.»⁶² Dementsprechend fielen die Löhne der Weber und Spinner aus. 1780 wurden für ein Stück Musseline von 16 Stab, 30er, 4 1/4 bis 4 1/2 Fl. bezahlt, 1817 gab es dafür noch einen Lohn von 1 Fl. 20 Kr. bis 1 Fl. 36 Kr. 1760 wurden für einen Schneller Baumwollgarn noch 12 bis 15 Kreuzer entrichtet, 1817 nur noch 1 Kreuzer. 1760 betrug der Weberlohn für ein 7/4 breites Stück von 26 Ellen 5 Fl. 24 Kr., 1817 brachte es nur noch 48 Kr. ein. So gesellte sich zur Lebensmittelknappheit eine Verdienstlosigkeit; es war eine «Zeit, wo das Geld überhaupt wie verschwunden war».⁶³ Peter Scheitlin illustriert den Verlust an Kaufkraft, welchen die Textilarbeiter zwischen 1760 und 1817 erlitten haben, an einem eindrücklichen Beispiel: 1817 habe ein Urnäser «einen sehr fein gesponnenen Schneller Garn in St.Gallen um 40 Kr. verkauft und für die 40 Kr. ein Viertel Korn gekauft. Rechnen wir nun 10 Kr. Spinnerlohn auf den Schneller, so konnte er aus dem Arbeitslohn für einen Schneller fünf Pfund Brot kaufen; im Jahr 1817 aber musste man 140 Schneller spinnen, um fünf Pfund kaufen zu können.»⁶⁴ Der ohnehin kleine Arbeitslohn sank immer tiefer, und wer also nichts Ersparnes hatte, der stand vor dem Nichts. Auf einen Schlag enthüllte sich, in welchem Masse die

59 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 132.

60 Ebenda, S. 286.

61 Ebenda, S. 289.

62 Ebenda, S. 147 f.

63 Ebenda, S. 148.

64 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 290 f. - Eine Person konnte pro Tag höchstens vier Schneller spinnen und verdiente damit 1817 vier Kreuzer. Um ein Pfund Brot zu erhalten, ging der Spinnerlohn einer ganzen Woche drauf.

Lohnabhängigen schutzlos Krisen preisgegeben waren, dass, wenn Landwirtschaft und Industrie gleichzeitig ihre Leistungskraft verloren, ihnen nichts mehr existentielle Sicherheit bieten konnte, und eine Plage sich erhob, «in ihren Wirkungen weit schrecklicher als der Krieg». ⁶⁵ Nun erst wuchs sich die Krise zur wahren Brotlosigkeit aus: «Von ein paar Tausend anerkannten oder früher schon unterstützten und verpflegten Armen höchstens, wuchs ihre Zahl bald zu mehreren Tausenden an. Aber keine eigenen Erd-Erzeugnisse, keine gesammelten Vorräte besitzend, die wichtigsten Erwerbsquellen beinahe versiegt sehend, die immer teureren Lebensmittel nur mit gewichtigem Golde erlangend, ohne Ersparnis, [...] oft an Wohlleben und unordentliche Haushaltung gewöhnt, auch mutlos, zuweilen feigherzig, niederträchtig, hie und da auch mit barbarischer Sorglosigkeit, [...] ist es erklärlich dass plötzlich Haufen von Armen und Unglücklichen in Masse aufstehen, dem Almosen nachgehen [...]» ⁶⁶

Der Mehrheit der Textilarbeiter ging es miserabel; etwas besser nur waren jene Weber gestellt, die Qualitätsware produzierten. Gar kein Brot mehr gab es für die, welche bereits ein gewisses Alter erreicht hatten oder sich nur auf die Fabrikation grober Tuche verstanden. Die ausgezeichneten Weber sollen im Toggenburg laut Johann Matthias Hungerbühler noch im Hungerjahr wöchentlich 11 Fl. verdient haben, die gewöhnlichen Weber dagegen zwischen 48 Kr. und 1 Gulden 30 Kr. Dort kostete um die Mitte des Jahres 1817 ein Pfund Weissbrot zwischen 27 und 30 Kr., ein Pfund Butter 44 Kr., ein Pfund Kartoffeln 8 Kr. und ein Pfund Rindfleisch 15 Kr. ⁶⁷ Für das Appenzellerland gibt Johann Konrad Zellweger 48 Kr. als Wochenlohn für einen Weber an, der 1816 grobe Musseline herstellte. Nach Abzug der Ausgaben für Schlichte und Spulerlohn blieben allerdings nur noch 30 Kr. übrig. «In solchem Missverhältnisse standen die Einnahmen des Arbeiters zu seinen Ausgaben für des Lebens Notdurft! [...] Es ist darum kein Wunder, wenn schon damals jeder Tag Zeuge neuen Elends war, besonders im engern Vaterlande, aber auch im Toggenburg, im Kanton Glarus und überall, wo Spinner, Weber und Spuler die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten [...]» ⁶⁸ Während das vorzüglichste Fabrikat der Ausserrhoder, das Musselinegewebe, fast nichts mehr galt – «Tücher, für welche ehemals 90 Gulden bezahlt worden waren, galten in der Folge der unerhörten Geldklemme kaum noch 20 Gulden» ⁶⁹ –, sah sich Innerrhoden in einer noch viel schlimmeren Lage, war doch dort der Verdienst am Stickrahmen völlig eingegangen. Wie tief mit dem Jahr 1816 die an die Textilindustrie Gebundenen fielen, wie grausam ihnen das Schicksal mitspielte, entnehmen wir einem Bericht des Ratsschreibers Johann Konrad Schäfer über die Lage im Bezirk Herisau: Zwei Drittel der Bewohner lebe dort vom «Kunstfleiss und Handel», weshalb «die Stockung

oder der Flor derselben tief auf sein Weh und Wohl eingreifen. Der Preis unserer Häuser und Güter steht in keinem Verhältnis mit ihrem Produktionsertrag, und jeder Bauer muss den Webstuhl als Verzinser der Heimat [«Hämetli»] und das Vieh und Futter als Ernährer seines Haushaltes betrachten, ohne weiteren Nutzen und Erwerb von den Bodenerzeugnissen gewärtigen zu können. Die Menge der auf unsern Liegenschaften haftenden Kapitalbriefe erleichtert den Ankauf derselben, da wenig Barschaft dazu erforderlich ist, und nur für die richtige Verzinsung gesorgt werden muss. Ist der Warenpreis und der Weber- und Stickerlohn hoch, so erfolgt diese sowohl als auch die Abzahlung vom Hauptgut ohne Mühe; die Häuser, Güter und Pfandbriefe steigen schneller im Preise, und in allen Wirtshäusern sowie auf Tanzplätzen findet man die Jugend unserer Berge in wohlgeheimer Lebhaftigkeit. Der geschickte und fleissige Weber erwirbt sich wöchentlich 10 bis 16 Fl. [...], und der aufmerksame Kaufmann erweitert seine Geschäfte oder legt sein übriges Geld an zinstragendes Unterpfand. So waren die Zeiten vom März 1814 bis 1815.» ⁷⁰

Der Zusammenbruch des Absatzes hat viele Weber und Kleinbauern, die ihr bescheidenes Höckli zu verzinsen hatten, in unlösbare Schwierigkeiten gebracht, ja sie in vielen Fällen gezwungen, Haus und Hof zu verlassen. Die fehlende Arbeit nötigte sie auch häufig, ihre bescheidene Habe zu verkaufen, und liess sie schliesslich völlig entblösst zurück.

Während 1798 durch den Einsturz der alten Ordnung traditionelle Bindungen zerstört wurden und viele Menschen das Gefühl der Heimatlosigkeit kennenlernten, hat die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis in die hintersten Alpentäler vordringende Textilhausindustrie gerade jenen Menschen, die vordem am Rande der Gesellschaft leben mussten, die Möglichkeit geboten, in der Dorfgemeinschaft Wurzeln zu schlagen. Teuerung und Industriekrise warfen sie nun nicht nur in den alten Zustand zurück, sondern entzogen ihnen den Boden unter den Füßen. Noch schlechter aber sollte es jenen ergehen, denen es auch im aufbrechenden Industriezeitalter bisher noch nicht gelungen war, sich einen anerkannten Platz in der Gesellschaft zu erobern, den Hinter- oder Beisässen. Diese wahren Heimatlosen, ohnehin nur geduldet und selbst

65 Zellweger, Johann Konrad: Der Kanton Appenzell. Land, Volk und dessen Geschichte bis auf die Gegenwart, Trogen 1867, S. 582.

66 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 67.

67 Hungerbühler, Johann Mathias: Industriegeschichtliches aus der Landschaft Toggenburg, S. 85.

68 Zellweger, Johann Konrad: Der Kanton Appenzell, S. 584.

69 Ebenda.

70 Der Bürger- und Bauernfreund, 11.6.1817.

in normalen Zeiten von der Hand in den Mund, d.h. von allerlei Gelegenheitsarbeiten, lebend, wurden in ihren Wohngemeinden oft als reine Last empfunden und auch bei Hilfsaktionen meistens zuletzt bedacht. Es bekamen also nicht nur die verschiedenen Regionen je nach dem Grade ihrer Industrialisierung und dem Stand ihrer Agrikultur die Krise in unterschiedlicher Weise zu spüren – auch der Platz innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie spielte da eine nicht weniger wichtige Rolle!

Weitere Katastrophen

Zur Verschärfung der Krisenlage hat noch eine Reihe weiterer Faktoren beigetragen, auf die wir nun auch noch kurz eingehen wollen.

«Selten zieht ein Unglück vereinzelt über die Völker dahin»,⁷¹ meint Johann Konrad Zellweger im Rückblick auf die schrecklichen Jahre 1816/17. Schon seit langem waren in der ganzen Region der Nordostschweiz nicht mehr so viele Unwetter aufgetreten. Am 16. Mai 1817 fegte ein heftiger Sturmwind über das Appenzellerland, und «der Blitz fuhr in die Kirchtürme von Speicher, Gais, Wald und Obereg». ⁷² Anfangs Juni entwurzelte ein Orkan im Bezirk Rorschach zahlreiche Bäume, warf Häuser um und brachte einigen Menschen den Tod. Das heftigste Unwetter jedoch entlud sich am 4. Juli und wütete über dem Appenzellerland, dem Toggenburg, dem Thurgau und der Alten Landschaft, «wobei Steine wie Hühnereier sich in Mengen vorfanden und alles sehr zerschmetterten, so dass wieder die Hoffnung auf eine erfreuliche Ernte zernichtet war». ⁷³ Vom Abend des 4. bis zum späten Vormittag des folgenden Tages ergoss sich ohne Unterbruch ein Hagelschauer über Gossau, Herisau und die nahen toggenburgischen Gemeinden, «der vielen Schaden an Baum- und Feldfrüchten verursachte». ⁷⁴

Und dabei hatte das prächtige Gedeihen der Saat eine gute Ernte verheissen! Nun hatte die ungnädige Natur einen Grossteil davon vernichtet und damit das Ende des Darbens wieder in eine weite Ferne gerückt.

Im selben Sommer traf die Bewohner des Rheintals ein noch grausamerer Schlag. Einmal mehr trat der Rhein über seine Ufer. Der St.Galler Müller Paul Christof Bion-Zollikofer, der im Juni geschäftlich nach Chur reiste, erzählt in seinen Erinnerungen, welche Abenteuer er dabei zu bestehen hatte: «Gegen acht Uhr kamen wir an den Trübbach und wollten uns da über den Rhein stossen lassen, allein niemand wollte es wagen, uns über den angeschwellenen, furchtbar reissenden Strom zu fahren.» ⁷⁵ In der Rheinebene hinter dem Schollberg erwartete ihn dann noch Unangenehmeres, über weite Strecken musste er bis übers Knie im Wasser waten. «In Ragaz angekommen, [...] wollten wir des überall ausgetretenen Rheins wegen eine Chaise nehmen, allein niemand wollte es wagen, uns bis zur Zoll-



Gewitterszene.

Aquarell auf einem «Denkmal an das unglückliche Jahr 1816 und das segensvolle 1817».

Kantonsbibliothek (Vadiana) St.Gallen.

brücke zu führen.» ⁷⁶ Schliesslich setzte er die Reise wagemutig zu Fuss fort und erreichte, unter grossen Gefahren und bis zum Bauch im Wasser watend, die Zollbrücke. «Aber welcher Anblick! Der Rhein wogte schäumend darüber hin, selbst das Zollhaus stand ganz im Wasser, und nur mit Hilfe vieler Stege konnten wir dahingelangen.» ⁷⁷ Es war völlig unmöglich, an dieser Stelle über den reissenden Rhein zu kommen; dies gelang erst viel weiter oben, obwohl auch dort der Fluss bis über die Brücken gestiegen war. Noch verheerender sah es weiter unten aus. Der plötzlich eingetretene Föhn hatte ungeheure Schneemassen geschmolzen, so dass der Rhein vom 15. auf den 16. Juni derart anschwell, «dass man sich bei Menschengedenken keines so hohen Wasserstandes zu erinnern» ⁷⁸ wusste. Zu weiteren Wassereinbrüchen kam es im Juli, und eine dritte Überschwemmung nahm am 27. und 28. August mehrere Gemeinden weit schlimmer her als die ersten beiden. Besonders das untere Rheintal hatte viel zu leiden unter dem wildtobenden Flusse, der unaufhaltsam über Äcker, Gärten, Wiesen und Wege flutete. «Zwischen 12 und 1 Uhr mitternachts weckten uns die zweimal angezogenen Sturmglocken, um den Damm zu erhalten, der zur neuen Kirche führt», berichtet ein Augenzeuge aus St.Margrethen, «und es verursachte abermals eine schlaflose Nacht, um die gänzliche Überschwemmung des Dorfes abzuwenden. Diesen Morgen sah der grösse-

⁷¹ Zellweger, Johann Konrad: Der Kanton Appenzell, S. 582.

⁷² Ebenda, S. 588.

⁷³ Brunner, Johann Jakob: Tagebuch, S. 5.

⁷⁴ Der Bürger- und Bauernfreund, 16.7.1817.

⁷⁵ Bion-Zollikofer, Paul Christof: Aus meinem häuslichen Leben (Manuskript im Stadtarchiv [Vadiana] St.Gallen).

⁷⁶ Ebenda.

⁷⁷ Ebenda.

⁷⁸ Der Bürger- und Bauernfreund, 18.6.1817.



Überschwemmung.
Aquarell auf einem «Denkmal an das unglückliche Jahr 1816 und das segensvolle 1817».
Kantonsbibliothek (Vadiana) St.Gallen.

re Teil der Dorfbewohner seine Hütten vom Wasser umflossen, und wer nicht durchwaten wollte oder eine Mauer hinuntersteigen konnte, musste sich auf Brettern übersetzen lassen oder zu Hause bleiben. Schon das wiederholte Austreten des Flusses im Juni schmälerte unsere Hoffnungen, [...] tat der Einsammlung des Futters merklichen Abbruch und bewirkte das Hinwelken der unter so vielen bangen Seufzern dem Boden anvertrauten köstlichen Früchte, des türkischen Kornes [Mais] und der Kartoffeln manches dürrtigen Bürgers, der den Samen noch zu bezahlen hat. Jetzt ist der Verlust an allerlei Gartengewächsen und Getreidearten, worauf der Hungrige, der die beispiellose Teuerung zu überleben stark genug war, sich zum voraus freute, ungleich beträchtlicher, und die Armut wird vor Ende des künftigen Winters wieder mit Mangel und Jammer zu kämpfen haben.»⁷⁹ Alle Anstrengungen waren vergeblich, der tosende Fluss, dessen Wasser sich bei der Mündung in den Bodensee angestaut hatten, zerschlug auch die höchsten Dämme und Wuhren. Von der Grenze Graubündens bis an den Hirschsprung und von Montlingen bis an den Bodensee glich das Land auf beiden Seiten des Rheins einem See. «Zehn Dörfer, vier kleinere Ortschaften und mehrere einzelne Wohnungen nebst dem Städtchen Rheineck, samt dem grössten Teil ihrer Besitzungen wurden bis auf 8 Schuh unter Wasser gesetzt [...]»⁸⁰

Regierungsrat Laurenz Messmer, der einen Bericht über die damaligen Rheinüberschwemmungen hinterlassen hat, machte sich Gedanken über die Ursache der Katastrophe. Nicht der hohe Wasserstand, sondern vor allem die unzureichenden Wuhrbauten hätten dazu geführt, dass sich das Rheinbett von Jahr zu Jahr erhöhte und teilweise schon über dem Niveau des angrenzenden Landes liege. Mitgeschwemmtes Holz beschädige die schlecht gebauten Wuhren mit Leichtigkeit. Die

meisten Wuhr- und Dammbauten befanden sich auf Gemeindeboden, welchen in der Regel die Gemeindearmen beackerten. «Ein grosser Teil der Armen, welche einzig etwas Gemeindegut, nichts Eigentümliches besitzen, müssen somit den grössten Teil der Lasten tragen, wohin soll das führen? Haben diese Unglücklichen keinen Anspruch an Trost und Rettung, müssen, sollen sie immerfort die meiste Zeit auf den Rheinwuhren zubringen und im Schweisse des Angesichts [...] die Vermöglichere in ihrem Besitztum schützen!»⁸¹ Es unterliege keinem Zweifel, dass bei diesem Stand der Dinge die Ufergebiete neben einem Teil ihrer Bewohner zugrunde gehen müssen. Die stetige Erhöhung des Rheinbettes und die daraus entstehende Versumpfung der Ufergebiete, also guten Bodens, sowie «der Mangel an Kraft der betreffend Pflichtigen, um dem überhandnehmenden Übel steuern zu können, predigen diese Wahrheit laut jedem, der sich dessen überzeugen will».⁸²

Die Katastrophe der Rheinüberschwemmungen war umso schlimmer, als es vor allem die Wenigbegüterten traf, welche auf den Ertrag des Gemeindebodens angewiesen waren. «Die prächtigsten Saaten ertranken, alles Erreichbare ward im Feld zerstört [...]»⁸³ In Altenrhein hatten die Bewohner Schreckliches zu überstehen, als der Rhein zum dritten Mal über die Wuhren brach. Das Wasser stieg vier Fuss höher als im Juli, «während noch Tausende seiner Bewohner in den Armen der Ruhe das schon sorgenvolle Leben verträumten. Der Sturmglocke schauerlicher Ton und ängstliches Rufen um Hilfe, weckte sie entsetzend aus furchtbarem Schlummer. Ihre Wohnungen und Dörfer waren mit wilden Fluten hoch hinauf angefüllt; mit jeder Stunde stieg die drohende Gefahr. Um das unglückliche Leben noch länger zu fristen, flüchteten sich die tiefwohnenden Rheinbewohner in die oberste Höhe ihrer niedern Häuser. Ihr ängstliches Stöhnen, ihr lautes Rufen um Rettung, das Dunkel der Nacht, die entsetzliche Ruhe derselben, die stürmende Glocke, deren Trauertone im ganzen Lande umher sich hören liess, das furchtbare Rauschen der immer mehr andrängenden Wasser, die Ungewissheit der Flucht, der Rettung selbst – alles machte diese schauerliche, nächtliche Szene zu einer der entsetzlichsten des Unglück auf Unglück türmenden verflorenen Jahres.»⁸⁴ Wir haben diese dramatische Schilderung aus Ruprecht Zollikofers Buch hier angeführt, weil aus ihr – trotz aller Pathetik, welche für die Ausdrucksweise

79 Der Bürger- und Bauernfreund, 16.7.1817.

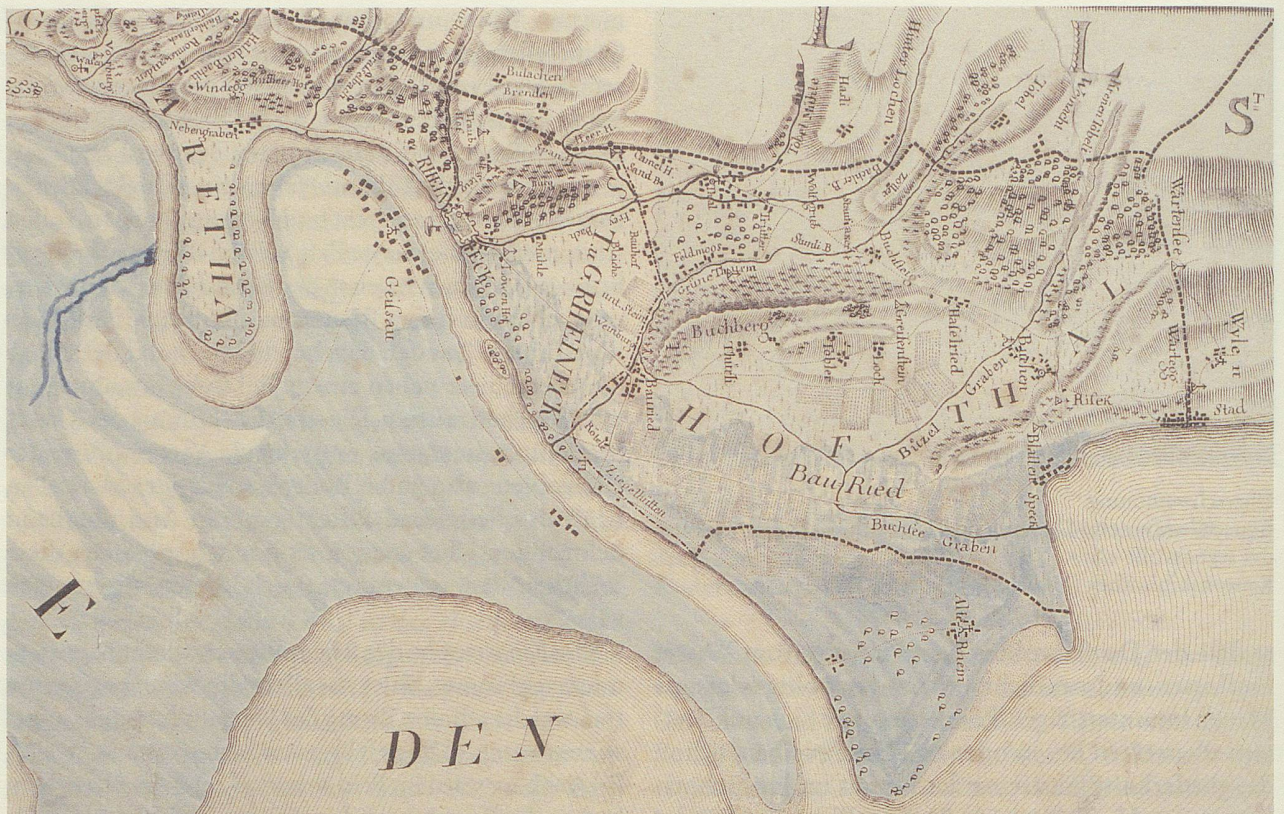
80 Messmer, Laurenz: Allgemeine Bemerkungen über die Überschwemmungen des Rheinstromes, 1817 (Manuskript im Staatsarchiv St.Gallen, 68-1 b).

81 Ebenda.

82 Ebenda.

83 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 231.

84 Ebenda, S. 232 f.



Überschwemmung in der Region Altenrhein vom 28. August 1817, eingezeichnet in der «Spezialcharte des Rheinthal's» von Johannes Feer, 1795/96. Ausschnitt. Staatsarchiv St.Gallen.

vieler Gebildeter der damaligen Zeit durchaus typisch ist – doch jenes tiefe Erschrecken spricht, das sich der Menschen angesichts der ungeheuren Wucht der Schicksalsschläge bemächtigte. Das Erschauern vor einem letztlich für sie Unerklärlichen, vor Erscheinungen, welche sich nach der Auffassung der Mehrheit rationalen Deutungen ganz und gar entziehen, spricht aus diesen Zeilen. Es herrschte die Überzeugung, dass bei einem Unheil dieser Grösse das Numinose die Hand im Spiele haben müsse. Die religiöse Dimension der grossen Not von 1816/17 soll im zweiten Teil zur Darstellung kommen.

Trostlos war auch die Situation in Diepoldsau, wo Nachen «über die Spitzen des starken Maisstengels» fuhren. «Die nährende Kartoffel lag unter Schuh hohem Schlamme erstickt, vom lange auf ihr ruhenden Wasser verfault; das Gras war unbrauchbar geworden; auf weiten Ebenen, die mit schon geschnittenem Flachs und Hanf ganz bedeckt lagen, die diesen unglücklichen Thalbewohnern Beschäftigung, Nahrung und Kleidung für den Winter geben sollten, war bald keine Spur mehr davon vorhanden [...]»⁸⁵ Vierzehn Tage bedeckte das Wasser die Wiesen und Felder.

100 Personen mussten in Altenrhein Hals über Kopf ihre Haushaltungen verlassen und befanden sich ohne Obdach und Nahrung im kläglichsten Zustande. Im ehemaligen Klosterbau «Mariaberg» in Rorschach wies ihnen der Kleine Rat ein Asyl an und sorgte dafür, dass sie Geld und Verpflegung erhielten. Rorschach selbst war überschwemmt: «Durch seine Strassen fuhr man auf grössern und kleinern Schiffen, bis 3 Fuss hoch standen die Häuser, monateweis zum Teil, unter Wasser; in den Kellern schwammen leere und gefüllte Fässer herum, Magazine und Boutiquen mussten eilends ausgeleert werden. Statt der vielen tausend und tausend Malter Korn, die sein prächtiges Kornhaus sonst schmücken, war dies mehrere Fuss hoch mit Wasser angefüllt; und da, wo tausende von Menschen, fluchwürdigen Verkehr mitunter auch, trieben, konnten nun Fische in plätschernden Wellen ihr Spiel haben [...]»⁸⁶ Ausgerechnet in dieser Zeit auch noch eine Erschwerung des wöchentlichen Kornmarktes! Mit Schiffen fuhr man durch das Kornhaus, und die Strassen waren für Fuhrwerke nicht mehr befahrbar.

An einigen Orten, so in Pfäfers, Vasön und Vättis, verursachten Lawinnenniedergänge grosse Schäden. «In Vasön zerstörten am 6. und 8. März zwei [...] Lawinen grosse Strecken der schönsten Buchen- und Tannenwäldungen, verschlangen mit Vieh und Heu angefüllte

85 Ebenda, S. 233.

86 Ebenda, S. 240 f.

Ställe, beraubten zwei Haushaltungen ihres ganzen Besitzes, beschädigten Wiesen und Bäume und machten das Tal fast unkenntlich.⁸⁷ Mehrere zur Wirtschaft des Klosters Pfäfers gehörende Gebäude wurden in die Taminschlucht geschleudert.

Aber noch hatte die Macht des Unheils nicht alle seine Möglichkeiten erschöpft – es häuften sich im gleichen Zeitraum auffällig die Brandkatastrophen. Das Schicksal der kleinen Oberländer Gemeinde Fontnas erregte im ganzen Land Teilnahme, als im November das Dorf von den gefräßigen Flammen verzehrt wurde. Am 6. Juni 1817 wurde Dietfurt im Toggenburg von einem grossen Brandunglück heimgesucht, dem acht Wohnhäuser und mehrere Scheunen zum Opfer fielen. Neun Haushaltungen kamen dadurch zu beträchtlichem Schaden.

Unglücksfälle und Katastrophen ohne Ende verschonten kaum eine Region der Ostschweiz und stürzten die Bevölkerung in ein Elend, das nur wenige historische Parallelen aufwies. Und als ob die Unbarmherzigkeit der Natur nicht schon genügen würde, leistete auch noch das politische Schicksal seinen Beitrag zur Vervollkommnung des Elends. Die vorausgegangenen Kriegsjahre hatten sämtliche Reserven aufgezehrt, und zur Anlage von neuen war weder das Geld noch das erforderliche Verständnis vorhanden. In einer Zeit der sich überstürzenden politischen Veränderungen galt die Aufmerksamkeit zunächst notgedrungen anderen Dingen als der wirtschaftlichen Planung. Das Überleben von Tag zu Tag liess Gedanken an eine fernere Zukunft nicht aufkommen.

«In den politischen Umwälzungen und Wiedergeburt vergassen wir die Benutzung früherer Fruchtbarkeit zu Vorräten, eher verkauften wir Vorräte»,⁸⁸ heisst es in einem kritischen Rückblick auf die Krisenzeit. Nicht zuletzt deswegen sei die Not in der Ostschweiz höher gestiegen als 1771. «Unser Ort», schrieb Präsident Sulser aus Azmoos an Ruprecht Zollikofer, «vor der Revolution wohlhabend, wurde schon durch diese so zerrüttet, dass viele Haushaltungen durch die immerwährenden Einquartierungen ganz ruiniert wurden. Durch Sparsamkeit und Einschränkung glaubte mancher gebeugte Hausvater wieder aufkeimen zu können, allein die aufeinander gefolgt Missjahre haben ihn nicht nur in die vorige, traurige Lage versetzt, sondern er befindet sich, nachdem sein kleiner Vorrat von Lebensmitteln aufgebraucht war, sogar dem äussersten Elend, der grössten Hungersnot, preisgegeben.»⁸⁹ Die langen Kriegsjahre hatten gerade das Rheintal besonders hart mitgenommen und ihm erdrückende Lasten auferlegt. Bevor es sich davon erholen konnte, erfolgte der fürchterliche Schicksalsschlag der Jahre 1816/17. Hatten die zwanzig Kriegsjahre den Wohlstand aufgezehrt, brach, kaum war die Brandfackel des Krieges erloschen, eine noch weit schrecklichere Plage über

das Volk herein. Die beiden Hungerjahre waren also durch die turbulenten Ereignisse seit 1798 mitverursacht worden. Der Zusammenbruch der alten Gesellschaft hinterliess ein materielles und geistiges Vakuum, welches das Gedeihen der Krise ausserordentlich gefördert hat. «Zwanzig Jahre des Krieges hatten die Staatenordnung aufgelöst; der Wohlstand war erschüttert und das Mark fast aller Länder aufgezehrt. Mit dem zweiten Pariser Frieden kehrte nun zwar das Schwert in seine Scheide zurück, der Kanonendonner verhallte, und in Hütten und Palästen erwartete männiglich den Anbruch goldener Zeiten. Aber im Rate des Höchsten war es anders beschlossen; der Wermutskelch sollte geleert werden bis auf dessen unterste Hefe.»⁹⁰

Wie stets in Teuerungszeiten haben Wucher und hemmungslose Geschäftemacherei auch jetzt das Übel vergrössert, worüber Klage zu führen kaum ein Berichterstatter vergisst. Dagegen sind zwar von kommunaler und staatlicher Seite aus Massnahmen ergriffen worden – davon wird im zweiten Teil noch die Rede sein –; weil diese jedoch oft zu spät kamen und ihre Durchführung nicht selten zu wünschen übrig liess, blieben ihre Wirkungen weit hinter den gesteckten Zielen zurück. Auch Bäckern und Müllern mangelte vielfach die moralische Kraft, der Versuchung zu widerstehen, aus der Situation Kapital zu schlagen. Sie hätten, lautete ein Vorwurf, «ihre Handwerkslist darbey auf das höchste getrieben und Mischmehl gemacht [...]»⁹¹ Händler nützten den Futtermangel aus und machten gute Geschäfte mit dem Vieh, das die Bauern vielerorts für einen Tiefstpreis verkaufen mussten, weil es kein Heu mehr gab und sie dringend Bargeld benötigten, um ihre Zinsen bezahlen zu können. Erbarmungslos trieben Gläubiger ihre Schulden ein und vertrieben manchen Bauern von seinem Hof oder nahmen ihm Acker und Reberg weg. Paul Christof Bion-Zollikofer kritisiert den «Eigennutz und Wuchergeist der Churer Kaufherren», in deren Händen ein Grossteil des Kornhandels lag: «Wenn man einen Handel noch so bestimmt und redlich abgeschlossen hatte, so konnte man durchaus nicht darauf zählen, denn wenn ein anderer kam, der ihnen mehr bot, so gaben sie das schon Verkaufte 3 bis 4 mal wieder her und hatten tausend Ausreden und Entschuldigungen.»⁹²

Die verworfenste Gesinnung wagte sich hervor, «des Wuchers höllisches Ungetüm hob forschend schon sein Haupt in die Höhe, erblickte das ihm weite, offene

87 Ebenda, S. 216.

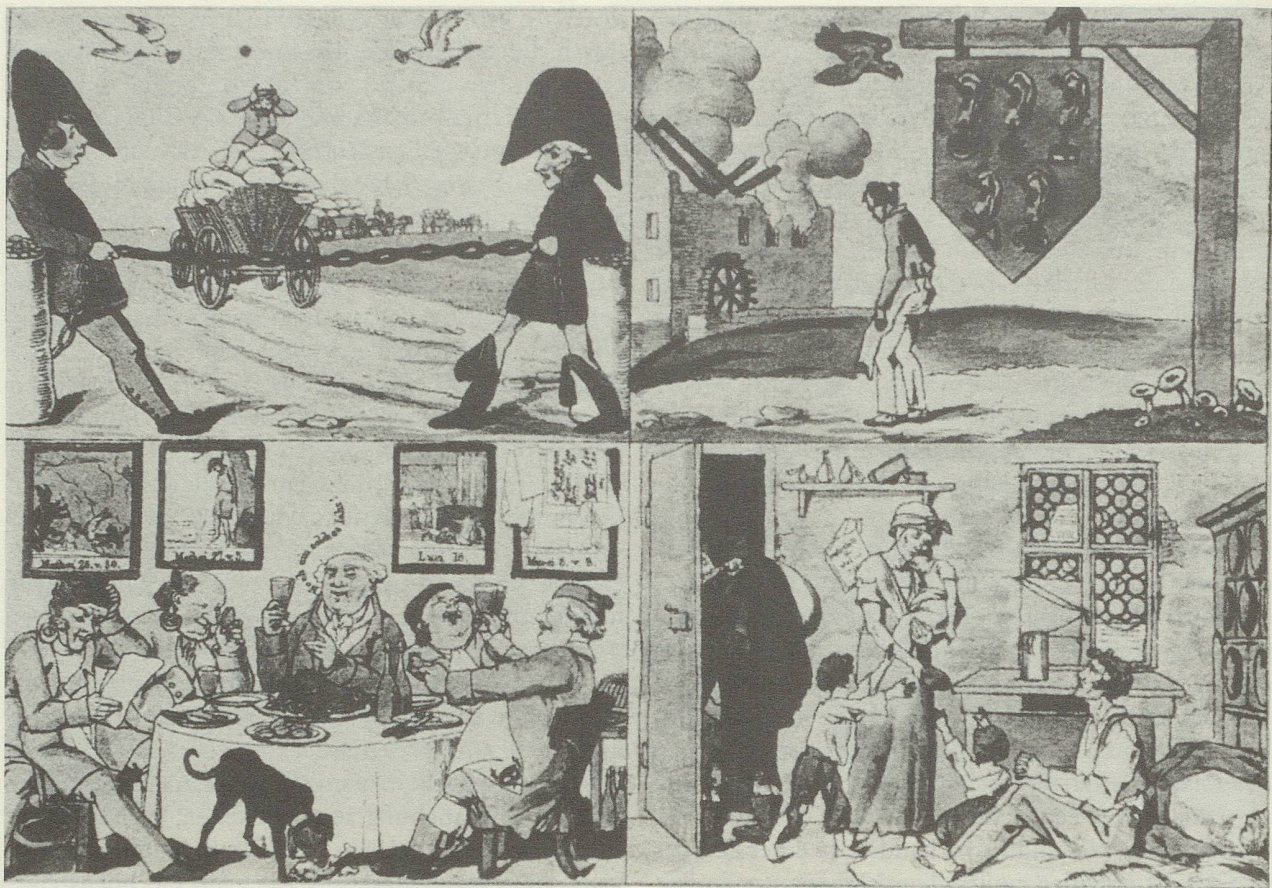
88 Der Bürger- und Bauernfreund, 24.12.1817.

89 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 226.

90 Zellweger, Johann Konrad: Der Kanton Appenzell, S. 582.

91 Stöcklin: Rechnungs-Buch – Chronik 1783–1837 (Manuskript in der Kantonsbibliothek [Vadiana] St.Gallen, S. 106 k).

92 Bion-Zollikofer, Paul Christof: Aus meinem häuslichen Leben.



Der Wucherer Glück und Ende, um 1816/17.

1. Zwei Zollbeamte versperren mit einer Kette den Weg. Ein Wagenzug mit Kornsäcken beladen, hat soeben die Grenze passiert.
 2. Die «Wucherer» - Bauer, Bäcker, Metzger, Müller und Wirt - beim üppigen Gelage.
 3. Die Strafe: Der Müller vor den Trümmern seiner Mühle, die vielleicht von einer empörten Volksmenge zerstört worden ist. Die abgeschnittenen Ohren der fünf Wucherer sind auf eine Tafel genagelt, die an einem Galgen hängt.
 4. Die verarmte Müllerfamilie. Der Gerichtsvollzieher verlässt mit gepfändeten Kleidern den Raum.
- Aquarellierte Federzeichnung.
Verbleib unbekannt.

Feld seines Verderbens, und lachte in teuflischer Freude der vollen, schrecklichen Beute, die er mit dem Untergange vieler Tausende machen werde».⁹³ Und so, wie es die Grossen taten, so ahmten es die betroffenen Kleinen nach, die um jeden Preis überleben mussten. Händler und reiche Bauern zogen aus wenigen Früchten einen nie erzielten Gewinn. «Aber härter ward dann auch sein Sinn, gefühlloser sein Herz [...]»⁹⁴

Berücksichtigt man all die verschiedenen Faktoren, welche zur Entstehung der furchtbaren Not beigetragen haben, gelangt man zwangsläufig zur Feststellung, dass im Zusammenhang mit der Hungersnot von 1816/17 nur bedingt von einem Schicksalsschlag gesprochen

werden darf. Der Anteil an menschlichem Versagen in jeder Hinsicht war nicht geringer als jener der unberechenbaren Naturkräfte; ihr verhängnisvolles Zusammenwirken erst hat die Lage der Menschen verzweifelt werden lassen.

Panorama des Elends

Zahllos sind die schriftlichen Erinnerungen an die furchtbare Hungerperiode 1816/17. Viele haben, oft Jahre später, in Artikeln und Rückblicken die schwere Zeit wieder heraufbeschworen, und verstreut in Ortsgeschichten und regionalen Periodika finden sich darüber Berichte und eindruckliche Schilderungen. Volkstümlich gestalteter Wandschmuck, oft seriell hergestellt, hat während mehrerer Generationen das Andenken an das Unfassbare wachgehalten. Auch der Angehörige einer wohlstandsverwöhnten Gesellschaft vermag sich beim Anblick dieser Hungertafeln und der in naiver Manier geschmückten «Denkmäler», «Andenken» und «Beschreibungen», die in fast keinem Ortsgeschichtsmuseum fehlen, der Rührung nicht zu erwehren. In ihnen spiegelt sich der unglaubliche Schock, der die

⁹³ Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 4.

⁹⁴ Ebenda, S. 260.

Menschen angesichts eines Ereignisses überfiel, das ihre Fassungskraft überstieg. Sie sind der Ausdruck tiefster existentieller Bedrängnis. Die volkstümlichen Erinnerungsstücke sind deshalb eine wichtige Quelle für die mentalitätsgeschichtlichen Aspekte der Hungersnot, die uns im zweiten Teil noch beschäftigen werden.

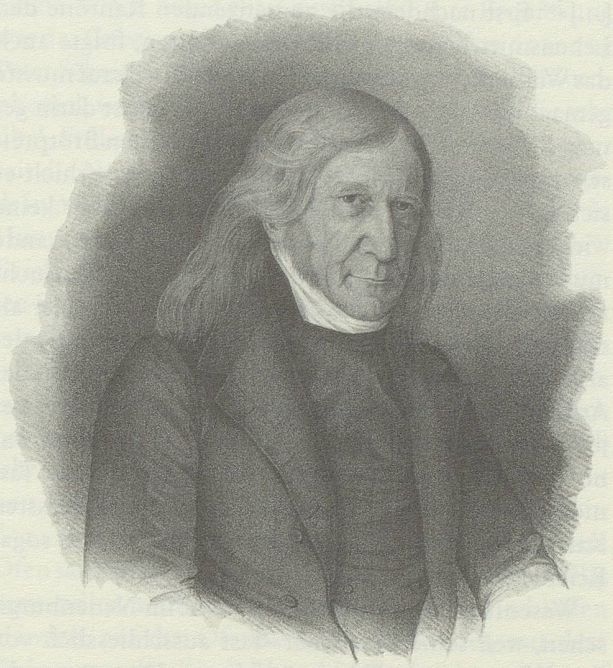
Streiflichter, geworfen auf die Kantone der Eidgenossenschaft sowie auf die engere Ostschweizer Region sollen im folgenden das ganze Ausmass der Entbehrung vor Augen führen.

Als Hauptquellen dienen uns neben Ruprecht Zollikofers zweibändigem Werk vor allem Peter Scheitlins «Armenreisen», in denen sich die eindrucksvollsten Darstellungen finden. Als privater Wohltäter wie als Beauftragter der Hilfsgesellschaft St.Gallen hat er eine Fussreise ins Glarnerland unternommen und dort die schrecklichsten Szenen erlebt; Armenbesuche in der Umgebung der Stadt St.Gallen konfrontierten ihn zeitweise fast täglich mit dem bittersten Elend. Sowohl Peter Scheitlin als auch sein Berufskollege Ruprecht Zollikofer führten ausserdem eine ausgedehnte Korrespondenz mit kirchlichen und politischen Persönlichkeiten nicht nur aus der Ostschweiz, sondern aus dem Gebiet der gesamten Eidgenossenschaft, so dass ich sie als zuverlässigste Gewährsleute immer wieder zu Rate ziehen werde.

Der Blick auf einige Kantone der Eidgenossenschaft

In fast allen Kantonen herrschte Mangel, wenn auch in unterschiedlichen Graden. Je nach dem Ausmass der Industrialisierung und der allenfalls damit verbundenen Verdienstlosigkeit sowie dem Stand der landwirtschaftlichen Produktion hat sich die Katastrophe mehr oder weniger stark ausgewirkt. Nicht alle oben angeführten Faktoren, welche bei der Entstehung der Hungersnot mitgewirkt haben, traten in jeder Gegend in Erscheinung, und die an manchen Orten vorhandenen, an andern oft fehlenden oder nur unzureichend organisierten Hilfseinrichtungen haben ihrerseits den Charakter des Leidens beeinflusst.

Die Kantone der Innerschweiz litten weniger als die der Ostschweiz, weil die Nähe zur Gotthardstrasse sie nicht gänzlich von der Getreideversorgung abgeschnitten hat. Am schlimmsten gestaltete sich die Situation in den abgelegenen Gebirgsflecken und dort, wo sich, wie im untern Teil des Kantons Schwyz, die Seidenspinnerei eingebürgert hatte, die nun ebenso wenig mehr Verdienst bot wie das Ostschweizer Baumwollgewerbe. Falls Viehzucht, wie etwa im Kanton Unterwalden, einen wichtigen Erwerbszweig darstellte, stand den Menschen wenigstens noch eine Hilfsquelle zur Verfügung, welche die schlimmsten Folgen des Hungers mildern konnte. «Schauder erregende Szenen ereigneten sich also keine. Dass aber gar manche bitteren Hunger leiden mussten, kann nicht bezweifelt werden.»⁹⁵



Professor Peter Scheitlin (1779-1848), Gelehrter und Philanthrop.

Luzern war noch lange in der Lage, seinen Nachbarn Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug mit Getreide- und Kartoffellieferungen auszuhelfen, profitierte es doch nicht nur von seinem eigenen, sondern vor allem auch vom Fruchtreichtum des angrenzenden Aargaus. Aber zu Beginn des Jahres 1817 sah sich auch die Luzerner Regierung genötigt, die Lebensmittelausfuhr zu verbieten, weil die privaten Vorräte zur Neige gingen – öffentliche, von der Obrigkeit angelegte, gab es auch hier, wie in den meisten Kantonen, keine. «Vor Hunger starb niemand, doch genossen viele statt des Mehles Kleien, und mancher behalf sich wohl auch mit Wurzeln usw.»⁹⁶ Der sonst fruchtbare Kanton Zug dagegen erfuhr die Not wiederum im höchsten Grade, weil auch hier Misswuchs, Verdienstlosigkeit und Wucher zusammen wirkten. Niemand starb indessen den Hungertod, aber viele Arme mussten sich mit den «gröbsten Nahrungsmitteln»⁹⁷ begnügen.

Auch die Westschweiz verspürte die Krise, ohne dass es jedoch dort zu einer eigentlichen Katastrophe gekommen wäre. Ihre Bewohner mussten sich dafür mancherlei Einschränkungen unterwerfen. Das Wallis profitierte von seinem traditionellen Roggenanbau und vom Simplonpass. «Ehe die Teuerung merklich zu werden anfang, wurde viel Getreide aus dem Kanton über den Simplon in die sardinischen Staaten ausgeführt

95 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 400.

96 Ebenda, S. 393.

97 Ebenda, S. 404.

[...]»⁹⁸ Erst nachdem die angrenzenden Kantone den Lebensmittelexport unterbunden hatten, folgte auch das Wallis diesem Beispiel. «Nicht ein Kornkauf musste gemacht werden. Der Kanton war sich selbst darin genug.»⁹⁹ Dennoch waren die Armen der hohen Brotpreise wegen unglücklich zu nennen. Ähnlich verhielt es sich in der Waadt, wo lediglich Teuerung, aber keine wirkliche Hungersnot herrschte. «Im flachen Lande musste niemand zu ungewohnter Nahrung Zuflucht nehmen, nur wurde der Löwenzahn [...] häufiger als sonst gesucht und wie in jedem Frühjahr als Spinat oder als Salat gegessen.»¹⁰⁰ In Genf nahm zwar die Zahl der Armen infolge der Teuerung zu, eigentlicher Hunger jedoch machte sich nicht bemerkbar, auch Arbeit war noch ausreichend vorhanden. «Die Armen assen fast nichts als Kartoffeln, und Monate hindurch mussten Kartoffeln auf den Tischen der Begüterten und sogar Reichen, das Brot ersetzen.»¹⁰¹

Wesentlich schlimmer war die Not im Neuenburgischen, weil seine Bewohner «fast ausschliesslich von den Künsten ihrer Hände»¹⁰² lebten. «Darum war die Unruhe im ganzen Kanton gross; Unzufriedenheit, Beklemmung, Entmutigung, stummer Schrecken herrschten fast in allen Gemeinden, denn auch dieser Kanton litt (wie St.Gallen, Appenzell und Glarus) unter der doppelten Geissel der Stockung des Handels und allgemeinen Misswachses.»¹⁰³ Ganz übel sah es in den neuenburgischen Gebirgstälern aus, wo nichts wuchs und die Leute auf die Industrie angewiesen waren. «Die Wehklage war allgemein [...] Doch starb niemand [...] geradezu vor Hunger, aber das schlechte Brot aus schlechtem Korn, die in der Nässe gewachsenen Gemüse und Früchte, konnten auch hier nur eine schlechte, schwächende, die Gesundheit verderbende Nahrung sein.»¹⁰⁴ Ein Glück war es, dass die Stadt Neuenburg, anders als die meisten andern Gemeinden, grosse Getreidevorräte besass, welche auch dem Lande zugute kamen.

Im Kanton Freiburg soll niemand wegen Nahrungsmangels den Tod erlitten haben; wie fast überall hatten auch hier die Bewohner der Alpengegenden am meisten zu leiden, weil dort nur wenig Getreide und lediglich etwas Kartoffeln angebaut wurden. «Die Ärmsten assen [...] Kleien und suchten geniessbare Grassorten, z.B. Klee, und zwar, wie es scheint, ohne bedeutenden Schaden für die Gesundheit, denn die Sterblichkeit war kaum grösser als in andern Jahren.»¹⁰⁵

Der in vielerlei Hinsicht bevorzugte Kanton Bern überstand das Hungerjahr recht gut, weil ihn seine Natur mit fast allem Nötigen versah. Allerdings gab es da keine geringen Unterschiede in der Versorgung zwischen dem Oberland und den andern Regionen. Jenes hatte im Teuerungsjahr zeitweise einen harten Druck auszuhalten. «Nur in Thun (wo das eigentliche Oberland oder Gebirgsland anfängt), sah man Leute von

Schwarzenegg und Steffisburg das Blut geschlachteter Tiere begierig aufkaufen und solches zur Nahrung zubereiten.»¹⁰⁶ Ausserdem hat sich die Regierung mächtig angestrengt, Hilfe zu organisieren.

Arm und Reich mussten sich auch im Kanton Solothurn einschränken, aber «Szenen des Elends zum Entsetzen wurden keine sichtbar.»¹⁰⁷

Im Kanton Basel – der damals noch Land und Stadt umfasste – war 1816 die Ernte ebenfalls schlecht ausgefallen, so dass die Lebensmittelpreise stiegen. Man sah blasse, abgezehrte Gesichter, aber die Not stieg vor allem infolge der intensiven staatlichen wie privaten Hilfstätigkeit nie so hoch wie in den östlichen Kantonen.

Der Aargau, dem es zwar an Getreide, Gras und Wein nicht mangelte, hatte dennoch 1817 die Schrecknisse der Teuerung nicht zuletzt deshalb zu ertragen, weil auch hier Tausende von Familien ihre Existenz hauptsächlich von der Baumwollindustrie fristeten.

Selbst den getreide-, obst- und weinreichen Kanton Zürich verschonte das Übel nicht. «Auch hier waren die ersten Lebensbedürfnisse in unerhörtem Preise, und auch hier kaum aufzubringen [...] Am traurigsten stand es in den, zur Vergrösserung des Unglücks erst noch überbevölkerten Berggemeinden, die wenig Pflanzland, wenig ergiebige Bebauung der Erde und nur ärmlichen Fabrik- und Spinnverdienst haben.»¹⁰⁸ Der Mangel an Nahrung zwang viele, zu Kräutern, Wurzeln und Schnecken Zuflucht zu nehmen. «Brot war in manchen Gemeinden des Kantons gar nicht zu bekommen, mehrere Tage in der Woche blieb der Laden des Bäckers und die Mühle verschlossen, weil die Müller nur geringe Vorräte Getreide auf den Märkten bekommen konnten [...] Wo Sennereien waren, ging's noch recht gut. Man konnte da noch Milch [...] in billigen Preisen kaufen. Man stellte sogar das Säugen der Kälber ein.»¹⁰⁹ Wie böse es viele traf, das erfahren wir aus Jakob Stutz' Lebensbeschreibung, der in jener Zeit als Geselle in einer Mühle arbeitete. «Allmählich kamen Jammerberichte aus der Umgebung von allen Seiten, und wo sogleich die Not am grössten war, betraf es Leute, welche in ihrem Leben nie sparten, sondern gemütlich und fröhlich in den Tag hinein lebten [...]»¹¹⁰ Damals, weiss er mitzu-

98 Ebenda, S. 341.

99 Ebenda, S. 342.

100 Ebenda, S. 347.

101 Ebenda, S. 352.

102 Ebenda, S. 360.

103 Ebenda.

104 Ebenda, S. 361.

105 Ebenda, S. 368 f.

106 Ebenda, S. 374.

107 Ebenda, S. 378.

108 Ebenda, S. 406 f.

109 Ebenda, S. 407 f.

110 Stutz, Jakob: Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben, S. 283.

teilen, habe man wenig mehr über den Bauernstand spotten gehört, und all die Weber und Seidenspinner wären gerne Bauern gewesen. Es «mangelten manche, der ungewohnten und schlechten Nahrung wegen, und sanken ins Grab früher, als sie ohne das Jahr 1817 hinabgesunken wären».¹¹¹ Viel anders sah es im Schaffhausischen und im Thurgau nicht aus, die beide zwar stets reiche Ernten an Feldfrüchten einbrachten, aber infolge eines starken Bevölkerungsüberschusses und – dies war vor allem im Thurgau der Fall – der darniederliegenden Industrie wegen grosses Leiden zu erdulden hatten. Das Los des Thurgaus war nach Peter Scheitlin hart, denn Tausende standen der wirtschaftlichen Baisse hilflos gegenüber, und Getreidevorräte waren keine vorhanden.

Bevor wir nach diesem kurzen Tour d'horizon, der nicht mehr als einige Impressionen vermitteln sollte, uns wieder jenen ostschweizerischen Gegenden zuwenden, denen der «grosse Zeiternst» das Schlimmste zugeacht hatte, sei uns noch ein Blick in die südschweizerischen Verhältnisse gestattet. Auch die Armen im Tessin hatten viel durchzustehen, «doch zeigte sich [...] hier nichts Ausserordentliches als Folge des Mangels und Hungers».¹¹² Getreidemagazine waren keine vorhanden, und weil von italienischer Seite aus ein strenges Ausfuhrverbot erlassen worden war, konnten nur kleine Nahrungsmengen auf Schmugglerwegen beschafft werden. So war auch im Tessin das Brot teuer, und darum gab es selbst dort hungernde Landleute, Arme und Zitternde jeden Alters, die auf ihren blassen Gesichtern die Spuren des Elends trugen.

Das unglaubliche Ausmass des Elends in der Ostschweiz

Erschütternde Schilderungen liefert Peter Scheitlin, der im Frühjahr 1817 Arme in der Umgebung der Stadt St.Gallen aufsuchte und dabei mit den schlimmsten Auswirkungen der Hungersnot konfrontiert wurde. Schon in der Stadt fielen ihm inmitten des Marktgewühles zahlreiche hungrige Gesichter auf, und um einen Kartoffelverkäufer herrschte ein furchtbares Gedränge, obwohl dieser nur schlechte und ungesunde Ware anbot, um die sich die armen Schlucker rissen und zankten. «Einzelne Arme assen Leb- und andere Kuchenarten, weil man solche auf den Strassen feilbot, und mancher mit zwei oder drei erbettelten Kreuzern wohl Kuchen, aber für dieses Geld kein Brot kaufen konnte, weil ein Kreuzerbrötchen sechs Kreuzer galt. Das weisse Brot war nicht mehr in unserer Stadt zu bekommen [...]»¹¹³ In St.Georgen, südlich vor der Stadt, suchte er eine an Wassersucht erkrankte Frau auf. «Der Mann hatte keine Arbeit und war auch halb krank, und der erwachsene Sohn war halb blödsinnig. Wohnung, Fenster, Bettzeug verkündigten die grässlichste Armut. Alle litten Hunger, und die Todkranke hatte so wenig zur Erquickung als ein Tier, das ferne von Menschen in

einem Walde sein Leben aushaucht. Ihre Erquickung war das Gebet um baldige Auflösung.»¹¹⁴ Von da an zog Peter Scheitlin hinter den Freudenberg, in das Philosophental, wo er eine Kranke besuchte. «Ich fand sie sehr übel. Früher mangelte ihr nicht leicht Unterhalt, aber seit die Not sich in die Stadt St.Gallen selbst hineingedrängt hatte, hatten ihrer manche vergessen. Sie war in Hungersgefahr, doch immer getrost und freudig [...]»¹¹⁵ Es ist offensichtlich, das geht nicht nur aus den Beispielen Scheitlins hervor: die Katastrophe von 1816/17 war vor allem eine solche der Unterschicht, der wirtschaftlich Benachteiligten. Nahe der Appenzellergrenze betrat Peter Scheitlin eine Haushaltung, deren Anblick bei ihm bares Entsetzen auslöste. «Herr Gott! Was sah ich? Auf der Bank am Fenster sass eine kranke Frau mit von Wunden offenen Füßen und verkrüppelten Händen, abgemagert wie ein Totengebilde. Hinter dem Ofen sass ein zwanzigjähriges Mädchen – stumm, völlig verstandlos, taub, mit glotzigen Augen und schlaffen Händen; auf der Ofenbank ein sterbendes, mit dem Tode ringendes Kind, blass wie die Leichen sind, auf schwarzen Fetzen; zwei andere Kinder lagen auf dem harten Boden in zerlumpten Hemden, und noch eins sass auf der Ofenbank ruhig neben dem mit dem Tode Ringenden. Kein einziges Hausgerät war zu sehen als der Tisch. Die Frau, die Mutter dieser Unglücklichen, [...] weinte laut, klagte, dass sie vor Hunger sterben müssen, dass ihr Mann, ein Schuhmacher, gar nichts zu tun habe, dass er beim Hausherrn bisweilen tagelöhner, dass er Arbeit nur aus Barmherzigkeit bekomme und nur zehn Kreuzer Taglohn erhalte, dass die beiden Buben, die sie täglich auf den Bettel schicke, nicht mehr in die Stadt herein dürfen und auf dem Lande, wo sie betteln, oft nur wenige Kreuzer zusammenbringen, dass die ganze Haushaltung oft den ganzen langen Tag hungrig auf das warten müsse, was die zwei Bettelnden nach Hause bringen, die unterwegs das erbettelte Geld in Grüsche oder Leinmehl umwandeln müssen, um Nahrung heimzubringen, und dass die älteste Tochter, ganz verstandlos, den ganzen Tag hinter dem Ofen sitzend, kein anderes Bedürfnis kenne als das Essen, aber immer heiss hungrig den ganzen Tag essen würde, und, mehr tierisch als menschlich, jede Nahrung verstandlos verschlinge. Tränen entrollten den Augen der unglücklichen, das Unglück tief fühlenden Mutter.»¹¹⁶ Schon lange hatten diese armen Leute dem Hausherrn keinen Zins mehr entrichten können. Täglich bezogen sie von ihm auf Borg zwei Mass Milch. «Ich sah mich noch genauer in der Stube um, ich ging in die Kammer. Noch

111 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 410.

112 Ebenda, S. 337.

113 Ebenda, S. 173.

114 Ebenda, S. 175.

115 Ebenda.

116 Ebenda, S. 176 f.

war eine Bettstatt da, aber statt des Bettzeugs nur einige fast schwarze Tücher. Von Kinderbettstätten und Kinderbettzeug war keine Spur nirgends – nirgends eine Spur von Kleidern. Ich fragte allem geflissentlich nach. Die Frau selbst konnte ihrer offenen Füße wegen nicht von der Stelle weg [...] Den Kindern war also in der Winterkälte nichts übrig als einige Fetzen auf dem Leibe und der Boden und elende Nahrung gegen den Hungertod. Von Arznei fürs kranke Kind war nie die Rede.»¹¹⁷

Solche Szenen tiefsten sozialen Elends waren in jenen Gegenden, deren Wirtschaftsstruktur den oben geschilderten einseitigen Charakter aufwies, alles andere als selten. Gibt es ein geeigneteres Mittel als solche Berichte, den Nachgeborenen vor Augen zu führen, wie total die besitzlosen Menschen jener Tage der Härte des Schicksals ausgesetzt waren? Nur die Barmherzigkeit von Menschen, denen es besser ging, eröffnete hier einen schmalen Ausweg. In diesem Zusammenhang von Grenzsituation zu reden, ist wohl insofern nicht ganz angemessen, als diese Menschen schon vordem ständig an der Grenze, am Rande zwischen Leben und Tod, hatten existieren müssen, und es bedurfte nur geringfügiger wirtschaftlicher Störungen, um sie ins Nichts stürzen zu lassen.

In St.Fiden fand Scheitlin eine Familie mit einer kranken Frau, ungesunden Kindern und einem Mann, dessen Beruf – er war Holzhacker – nichts einbrachte. Die Haushaltung konnte sich nur durch Unterstützung von aussen über Wasser halten und behalf sich «mit den erbärmlichsten Nahrungsmitteln».¹¹⁸

Diese Erlebnisse liessen Peter Scheitlin nicht mehr los: «Ich sah die ganze Nacht durch im Traume nur sie [die unglücklichen Menschen], und hörte nur ihre Klagen. Mit dem Gedanken an sie erwachte ich am Morgen, und das Bild der Kranken und Sterbenden stund ununterbrochen vor mir. Ich konnte an nichts anderes denken [...]»¹¹⁹

Als Wohltäter war er ständig unterwegs zu den Leidenden und lernte das Leben der Armen in seiner tiefsten Erniedrigung kennen. In Hütten wohnten drei Frauen unter den unmenschlichsten Bedingungen: «Der Hunger war auf ihren Gesichtern gemalt, in der Kleidung waren sie rein und ordentlich. Ich legte ihnen [...] einen Laib Brot auf den Tisch. Kein Leser kann sich den Blick dieser Leute, ihren ans Brot angenagelten Blick vorstellen. Man merkte, dass sie schon lange kein Brot mehr gesehen hatten [...] Ich trat in eine andere Hütte oder Stube. Am Tisch sass eine Mutter mit drei Kindern und auf einem niedrigen Sesselchen ein Mann. Der Mann sah furchtbar aus. Sein wilder ungeschorener kohlschwarzer Bart starrte aus seinem ausgehungerten Gesicht hervor, die Ellenbogen stützten sich auf die Knie, und mit den beiden Händen hielt er den Kopf. Seine Augen glotzten mich an, aber er stund lange nicht

einmal auf. Die Mutter aber schöpfte soeben den drei Kindern aus einem Becken – gesottenes Gras auf den Tisch heraus. Das Gras war nur halb gesotten, nur mit ein wenig Salz gewürzt, ohne Butter und ohne irgend eine andere Zutat. Das war ihr Abendessen! Stumpfsinnig sah die Mutter, die Buben aber assen die nassen rauchenden Kräuter, die ihnen löffelweis auf den blanken Tisch vorgeschüttet wurden, ohne Löffel, ohne Teller, ohne Gabel, nur mit den Händen, ganz bedachtlos. Sie hatten sich die Kräuter selbst suchen müssen. Auf dem Tische lag eine offene Bibel. Die Mutter sagte, dass diese in ihrer Not ihr einziger Trost sei [...] Der Mann starrte immer vor sich hin. Ich fragte nach seinem Befinden. Zu seinem Hunger quälte ihn eine offene Wunde an einem Fusse. Arbeit hatte er keine, auch war er zum Arbeiten schon zu schwach [...] Ich fragte nach, ob sie lange kein Brot mehr gegessen hätten? «O Brot», erwiderte die Mutter, «wie wollten wir Brot haben, da das Pfund etwa zwanzig Kreuzer gilt. Wir beten vergeblich ums tägliche Brot.»¹²⁰ In Speicher traf Peter Scheitlin eine von ihrem Mann verlassene Frau an, die sich mit einem erbärmlichen Weberlohn durchbringen musste und das Wenige, was sie an brauchbarer Nahrung hatte, ihrem Säugling gab. «Wenn nur das Kind nicht hungern muss! Sterbe ich, so müssen die Herren dann doch das Kind besorgen.»¹²¹

Bilder des Grauens – weit entfernt von jener Suisse pittoresque, für die sich damals das von Albrecht von Haller und Rousseau beeinflusste gebildete Europa begeisterte. Keine Spur von einem Leben glücklicher Menschen inmitten einer sie verwöhnenden Natur!

In einem kleinen Häuschen fand der Menschenfreund aus St.Gallen nur die Kinder allein vor, weil die Mutter in die Stadt hinuntergegangen war, um Kuttelwasser oder Blut zu holen. Eben, als er den Versuch machte, in die Wohnung zu gelangen, erschien die Mutter mit einem Topf Kuttelwasser. «Schnell stellte sie den Topf mit warmer Brühe auf den Tisch und schöpfte den Kindern [...], die – den ganzen Tag nichts versucht hatten, weil sie, den ganzen Tag eingeschlossen, auf die Mutter hatten warten müssen, die, es hätte nicht viel gefehlt, nicht einmal Kuttelwasser bekommen konnte.»¹²² Nachdem Peter Scheitlin mit einigen Helfern wieder einmal mehrere Haushaltungen besucht hatte, machte er sich auf den Rückweg in die Stadt. «Da begegneten uns, wie jedesmal, ganze Scharen von Menschen, meist Weiber und Kinder, die von der Stadt herauf kamen und zu ihren Hütten auf den Bergen heimkehrten. Die meisten trugen Töpfe mit Kuttelwasser oder mit Blut;

117 Ebenda, S. 177 f.

118 Ebenda, S. 180.

119 Ebenda.

120 Ebenda, S. 186 f.

121 Ebenda, S. 189.

122 Ebenda, S. 199.

einzelne hatten Säcke bei sich mit mancherlei zusammengebettelten Nahrungsmitteln, Kleie, Rebschnitzeln¹²³ [...], Kartoffelhäute usw. Man sah, dass die Armen auf den Höhen nichts suchen, nichts finden, dass alle ins Tal tagtäglich gingen, die wohlhabende, wohlthätige Stadt aufsuchten, und selten einmal ganz leer heimkehrten. Man durfte und konnte sie, wenn man Menschennot nicht geringer als Tiernot achtet, nicht ganz unerhört fortschicken, weil es ihnen unmöglich war, sich ihr Brot zu erwerben, unmöglich, ohne Hilfe, sich und die Ihrigen am Leben zu erhalten.»¹²⁴

Ohne die Möglichkeit, in der nahen Stadt St.Gallen betteln zu können, hätten sehr viele aus der Landschaft und dem Appenzellerland nicht überlebt. Im Januar 1817 kursierten die ersten Meldungen über Todesfälle infolge von Unterernährung. In St.Gallen selbst soll es keinen Todesfall gegeben haben, der auf den Hunger zurückzuführen war; man habe dort eher «vor Mitleid sterben können»,¹²⁵ behauptet Peter Scheitlin. Kaum hatte der Winter 1816 eingesetzt, drängten sich Scharen von Elenden in die Stadt und lagerten sich in allen Gassen, hoffend, irgendeinen, wenn auch noch so geringen, Bissen zu erhaschen. Von St.Gallen aus reichte eine umfassende Hilfstätigkeit weit in die Landschaft hinaus, worüber im zweiten Teil mehr zu erfahren sein wird. Auch in ihren Mauern wurde zwar ein grosser Teil der minderbemittelten Bevölkerung armengenössig, aber die schlimmsten Züge der Not erlebte die Hauptstadt durch darbendes Volk von auswärts, das sich Tag für Tag um das Schlachthaus am Marktplatz drängte und heiss hungrig das Blut der geschlachteten Tiere verschlang. «Es war das Neujahr 1817 bereits angebrochen», schildert Ruprecht Zollikofer die bedrückende Situation in der Stadt, «Jung und Alt jubelten sonst an diesem Tage. Bunt ging es an manchen Orten sonst her; doch diesmal herrschte ungewohnte, feierliche Stille überall, Wehklage nur wurde gehört und Jammergeschrei vom Ernst der Zeit furchtbar geweckt.»¹²⁶ Das einheimische Gewerbe erlitt unermessliche Verluste, und die Lohnabhängigen hatten keinen Verdienst mehr, «kümmerlich nur waren sie oft genährt, ärmlich oft gekleidet, in verborgenem Elende schmachtete namenlos manche deiner edelsten Haushaltungen, deine Armenanstalten waren geschwächt, deine Vorratskammern erschöpft [...] Vaterstadt! du littest furchtbarer noch im Anblick der Leiden naher und fernerer Brüder [...] Du sahest in deinen Mauern das scheusslichste Zerrgebilde des Elends deiner Nachbarn, in deinen Strassen hörtest du das Jammergeschrei ihrer Greise und Säuglinge, vor deinen Augen sank entkräftet der einst rüstige Jüngling zur Erde, Todesblässe ruhte auf der Wange der Jungfrau, dem Manne brach das Auge in der Kraft seines Lebens, Schattenbildern gleich, wandelten benachbarte Gattinnen und Mütter mitten unter dir einher.»¹²⁷ Viel Leid indessen kam gar nicht ans Tageslicht, sondern



Not einer Familie, die «von Hunger und Elend entkräftet» unter einem Baum klagt und weint. Aquarell auf einem «Denkmal an das unglückliche Jahr 1816 und das segensvolle 1817». Kantonsbibliothek (Vadiana) St.Gallen.

spielte sich im Verborgenen ab. Auch St.Gallen selbst wurde also von der Heimsuchung nicht verschont. Bis zu tausend abgezehnte Gestalten des Elends sollen sich dort täglich eingefunden haben. «In stiller Mitternacht schon ergriffen ihrer viele aus [dem] Hochgebirge den Wanderstab und wandelten wie Schatten zu deinen Toren, Totenstille herrschte unter ihnen, bis zur Stunde, wo des Geschöpfes letzter Lebenshauch dem Geschöpfe, Mensch genannt, Leben fristen sollte, da ward dann aber die ernste Stille zum plötzlich tobenden Lärm, die Ohnmacht zur Kraft umgeschaffen, da stiessen, drängten, schimpften sich häufig die der Ermattung schon nahen; da riefen, baten flehten sie in durchdringendem Tone, da erscholl unter sie der gebieterische Ruf der Ordnung, der Drohung und ernster Zurechtweisung, da klagte, weinte, stöhnte jämmerlich ein Kind oder eine gefühlvolle Mutter [...]»¹²⁸

Nachdem im Herbst 1817 das Schlimmste überwunden war, die Teuerung abklang, Handel und Wandel sich langsam wieder erholten, «da kam, wie vom Sturmwinde herbeigetrieben, der verderbende Typhus [...]»,¹²⁹ der in kurzer Zeit eine grosse Anzahl Menschen, besonders im südwestlichen Teil der Stadt, heimsuchte. Am meisten grassierte das Übel im katholischen Gymnasium, wo innerhalb weniger Tage 18 Personen

123 Unter Rebschnitzeln verstand man das Abgeschnittene der weissen, runden Rübe oder Scheibenrübe.

124 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 202.

125 Ebenda, S. 301.

126 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 11.

127 Ebenda, S. 12.

128 Ebenda, S. 265 f.

129 Ebenda, S. 266.

erkrankten. In einzelnen Strassen kam es zur Häufung der Krankheit, andere blieben davon fast völlig frei. Nicht nur in St.Gallen, auch im Toggenburg und im Appenzellerland machte der Typhus noch einige Zeit nach der eigentlichen Hungerperiode den Menschen zu schaffen. Dazu gesellten sich noch Krankheiten anderer Art, denen die geschwächten Menschen leicht zum Opfer fielen. Der Tod hielt reiche Ernte. «Trauer, Wehklagen, Entsetzen erfüllten unsere Stadt; Todesfurcht war auf unsere Bürger gefallen, und ernster denn alles bisher Ausgestandene, wirkte dieser Umstand auf die Gemüter [...]»¹³⁰

Als Spätfolge der Mangelzeit sind manche von Krankheiten dahingerafft worden, welche ihnen in normalen Zeiten nichts hätten anhaben können. Die Mortalität ist im Jahre 1817 im Vergleich zu den vorangegangenen Jahren steil angestiegen, die Zahl der Eheschliessungen und der Geburten dagegen stark gesunken – ein Bild, das alle betroffenen Gegenden boten, die Unterschiede waren lediglich gradueller Art. Während zwischen 1810 und 1816 im Bezirk St.Gallen im Durchschnitt 70 Eheschliessungen, 215 Geburten und 221 Verstorbene gezählt wurden, bietet die Statistik für 1817 das folgende Bild:¹³¹

	Eheschliessungen	Geburten	Todesfälle	Überschuss Geburten	Überschuss Todesfälle
Januar	4	18	22		4
Februar	4	14	13	1	
März	4	19	15	4	
April	3	21	31		10
Mai	2	18	17	1	
Juni	3	17	15	2	
Juli	3	15	18		3
August	6	12	20		8
September	5	12	16		4
Oktober	2	14	10	4	
November	2	15	25		10
Dezember	2	12	35		23
Total	40	187	237	12	62

Das grosse Krisenjahr 1817 weist mithin einen eklatanten Überschuss an Todesfällen auf, in den Jahren 1810–16 war dieser um gut einen Drittel geringer gewesen. Andernorts sah die Bilanz noch trauriger aus.

Aus der statistischen Zusammenstellung geht hervor, dass die Krise ihren Höhepunkt eigentlich erst im Winter 1817 erreichte. Jetzt erst machten sich die Folgen einer unzureichenden Ernährung bemerkbar. Die meisten Todesopfer wurden bei den Einjährigen und den Alten von 60 bis 80 Jahren gezählt, sie machten fast einen Drittel aus.

Die herrschende Verdienstlosigkeit, die einen noch nie erlebten Grad erreichte, muss als Hauptursache für den Rückgang der Eheschliessungen angeführt werden. «Alle Tätigkeit beinahe war gehemmt, und die anstrengendste Arbeit blieb unbelohnt oder gewiss undankbar. Männer, die oft ganze Nächte hindurch zu arbeiten gewohnt waren, weil der Stunden des Tages ihnen zu wenige waren, um die Kunden zu befriedigen, hätten nun auch den Tag noch zur Nacht umschaffen und der Ruhe, betreff die Arbeit, sich sorglos überlassen können. Andere hingegen, die früher mit ein paar Federzügen des Tages Geschäfte abgetan sahen, mussten nun rastlosen Sinnes und angestrengtester Tätigkeit jeden Augen-

blick des Tages nützen [...], um den kärglichsten Gewinn noch auf unsicherm, gefahrenvollem Wege zu erhaschen. – Frohsinn und Munterkeit hatten auch unsere Bürger verlassen, waren aus unsern gesellschaftlichen Zirkeln wie völlig verschwunden. – Statt des gefälligen Schauspiels und des bunten Menschengewühls, sahen wir unsere Gassen mit Armen und Elenden angefüllt, und der schändlichste, gefährlichste Bettel verfolgte jeden unserer Tritte.»¹³²

Die Beisassen, deren Zahl sich in der Stadt ungemein vermehrt hatte, wurden oft als Drohnen empfunden, obwohl ein Gutteil der handwerklichen und der untergeordneten Arbeiten auf ihren Schultern ruhte. Selbst Ruprecht Zollikofer, sonst allein dem Massstab der Menschlichkeit verpflichtet, kann sich, wenn er von ihnen spricht, vom Vorurteil nicht freihalten. Sie seien wie eine Heimsuchung der Stadt zur Last gefallen und hätten die Sorge, welche auf allen lastete, noch erschwert, urteilt er. Viele verarmten. «Über dies alles

¹³⁰ Ebenda, S. 268.

¹³¹ Nach Angaben aus Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 270 f.

¹³² Ebenda, S. 272.

fielen allmählich die Häuser immer tiefer an Wert und Zinsen, und grosse Verluste hatten der Häuser- und Güterbesitzer und der reiche Kapitalist auch zu tragen. Gelder und Zinsen waren bald fast gar nicht mehr einzutreiben, und mancher Vermögliche geriet dadurch in nicht geringe Klemme und Verlegenheit.»¹³³ Auf viele Hunderttausende schätzt Zollikofer die Verluste infolge Stockung von Handel und Wandel für die Stadt St.Gallen. Aber trotz all dieser Zeichen der Not gehörte die Gallus-Stadt nicht zu den beklagenswertesten Gemeinwesen.

1809 betrug die Bevölkerung des Kantons St.Gallen 135 000 Seelen, davon starben 1817 8067, der 17. Teil, und nach Abzug der Geburten ergibt sich eine Volksabnahme von 4162 Seelen. Von 1809 bis Ende 1816 hatte der Kanton einen beständigen Zuwachs von 6318 Personen aufzuweisen, und von 1804 bis 1816 hatte sich die Bevölkerung um total 9449 Seelen vermehrt. Das Jahr 1817 zerstörte diesen Zuwachs um beinahe die Hälfte. Die Wohltätigkeitshäuser aller Art füllten sich, die Zahl der Waisen und Kranken stieg an.

Alles Denken und Trachten der Menschen richtete sich nur noch nach dem einen Ziele aus: Wie gelange ich zu Nahrung, wie kann ich mich am Leben erhalten?

Als «schauderhaft» charakterisiert Peter Scheitlin die Not im St.Galler Oberland, besonders im Bezirk Sargans.¹³⁴ Ganze Haushaltungen seien infolge des Hungers zugrunde gegangen. Von Monat zu Monat stieg die Sterblichkeit, und das Nervenfieber raffte immer mehr Menschen hinweg. Dort, wo der überbordende Rhein Verwüstungen anrichtete, war das Unglück besonders gross. Auch das Weisstannental und Mels machten Entsetzliches mit. Am fürchterlichsten aber soll es in Ragaz gewesen sein, welches seit 1813 dauernd unter Missjahren gelitten hatte. Der Reichtum dieser Gemeinde bestand damals ausschliesslich aus den Feldern, Wiesen und Rebbergen, die nun nichts mehr hergaben. «Man kann sich keine Begriffe machen, was die Mehrzahl der Bürger zu tun hatte, um sich durch diese Schrecknisse durchzuarbeiten. Keine volle Wange erblickte man mehr; keine Kraft war mehr in dem früher nervigten Arme. Kinder mussten bis Mittag im Bette liegen, weil sie das Morgenessen verschlafen sollten. Kräuter und Gräser, ergraute Türkenzapfen, Kartoffelhülsen dienten ihnen zur Nahrung; ja es wird sogar behauptet, dass Menschenkot genossen worden sei.»¹³⁵

Die Gegend unter dem Schollberg hatte am Ende des Jahres 1817 auf eine Bevölkerung von 9000 Seelen 487 Tote zu beklagen. 1817 starben im ganzen Bezirk Sargans 964 Personen, das waren 434 mehr als der Durchschnitt der vorangegangenen sieben Jahre. Und während im Hungerjahr die Bevölkerungsstatistik einen Überschuss von 428 Verstorbenen aufweist, war in den Jahren zuvor ein Geburtenüberschuss von durchschnittlich 156 Seelen registriert worden. Auch in dieser

Region hatten die Menschen im ersten Lebensalter sowie jene zwischen 40 und 70 die meisten Opfer zu beklagen.

Das Rheintal, seit Jahren durch Misswachs und andere Ungunst hart mitgenommen, wurde ein besonders leichtes Opfer des Hungerjahres. «Rebland, Güter und Häuser fielen immer [...] tiefer am Werte; der Viehstand verminderte sich; Gewerbe waren wie mit einem Schläge zernichtet, tausend und tausend kräftige Arme und künstliche Hände konnten in müssige Schoss gelegt werden – Hunger und Mangel stiegen bis zum fürchterlichsten Grade; Elend und Verzweiflung, schreckliche Krankheit und Tod war das Los ganzer Familien und einzelner vieler. Die Teuerung nahm immer schrecklicher überhand, Beweis: dass Altstätten, mitten sonst im Kartoffelland und Überfluss, den Zentner Kartoffeln im Frühjahr 1817 bis auf neun und zehn Fl. bezahlen musste.»¹³⁶

Der prächtige Frühling 1817 verdrängte indessen die Schwarzseherei und liess üppige Hoffnung ins Kraut schiessen. Sie sollte zunichte werden, nicht zuletzt des verheerenden Hochwassers wegen. «Das Rheintal verlor im Jahre 1817 [...] 1411 Seelen, bei einer Bevölkerung von 23 655 Seelen, 313 Kinder wurden geboren und 145 Ehen eingesegnet.»¹³⁷ Auch wenn im Rheintal der Menschenverlust geringer ausfiel als jener in anderen Gegenden, «so war die Zahl der Unglücklichen dieses Tales und die Grösse ihrer Leiden wahrhaftig nicht geringer als in unsern übrigen Distrikten. Mehrere Tausend Arme lebten von öffentlicher Verpflegung, und gross waren die Leiden und Drangsale beinahe aller übrigen noch.»¹³⁸

Aus Werdenberg, damals zum Bezirke Sargans gehörig, sind nicht weniger aufrüttelnde Berichte überliefert: «Die Teuerung erreichte im Sommer 1817 den höchsten Grad. Eine furchtbare Hungerzeit hob an. Oft sah man blasse, ausgemergelte Männer vor Hunger schwanken, als ob sie betrunken wären. Viele Leute siechten hin und starben. Wahllos assen die Ärmsten, was sie fanden und verkürzten sich damit ihr Leben. Viele bekamen eine schwarzgelbe Haut, die einen wurden aufgerieben, andere sahen abgezehrt aus. Verständigere suchten allerlei Wurzeln und Kräuter und vermochten so ihre Leben zur Not erhalten [...] Auch der Obermüller und seine Familie litten schwer unter den Missjahren», erfahren wir aus einer persönlichen Schilderung. «Die Mühle hatte wenig Weizen und beinahe keinen Mais zu mahlen. Im Vergleich mit vielen andern

133 Ebenda, S. 273.

134 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 299.

135 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 215 f.

136 Ebenda, S. 230.

137 Ebenda, S. 234.

138 Ebenda, S. 234 f.

hatten sie es aber alle noch gut auf der Obermühle [...] Jeden Mittag stellte die Grossmutter zwei grosse Pfannen Habermus auf. Jedes erhielt einen Teller voll [...] Während wir unsern grössten Hunger stillten, öffnete sich die Stubentür. Die «Wispel-Anna» – eine Nachbarin – schlich mit ihren drei Kindern herbei. Scheu und gedrückt standen sie da und starrten gierig nach dem Habermus, das uns so herrlich schmeckte. Es dauerte nicht lange, so füllte sich die Stube mit den abgezehrten, frühgealterten Menschen, denen der Hunger aus den tiefliegenden, schwarzumrandeten Augen schaute. Am liebsten hätten die mitfühlenden Müllersleute allen Armen der Gemeinde geholfen – leider konnten sie es beim besten Willen nicht. So mussten sie sich begnügen, wenigstens einer stattlichen Anzahl die härteste Not mildern zu können. Nach dem ersten Teller stand der Müller auf. «Gott Lob und Dank! Jetzt wollen wir den andern auch noch einen Teller gönnen, sie habens noch nötiger.» Die Kinder stürzten auf die dampfenden Teller [...] Abends kamen andere, die mit der gleichen Dankbarkeit ihren grössten Hunger stillen durften. Oft berichtete mir mein Vater: «Wer so etwas erlebt hat, vergisst es nie mehr! Wenn heute junge Leute schimpfen, weil sie nur gesottene Kartoffeln haben, muss ich an die Hungersnot denken. O, wie dankbar wären wir gewesen, wenn wir nur genug Kartoffeln gehabt hätten [...]»¹³⁹

Im Bezirk Rorschach gestaltete sich die Situation recht unterschiedlich. Während der Hauptort selbst, der seit dem Mittelalter den wichtigsten Kornmarkt der Ostschweiz beherbergte, sich also an der Quelle befand, relativ glimpflich davonkam, gab es Orte im Bezirk, denen «der grosse Zeiternst» arg zusetzte. Der Flecken Rorschach litt vor allem unter der Behinderung, welche die Rheinüberschwemmung im Sommer 1817 mit sich brachte; weil aber die meisten Kornfuhrer ihren Weg über die wichtigste Hafenstadt am Obersee nahmen, stand deren Einwohnerschaft mancherlei Gelegenheit offen, sich Brotfrucht zu verschaffen. Indessen, wenn die Lieferungen ausblieben oder nur wenig Nachschub ins Kornhaus gelangte, waren auch hier Engpässe zu überwinden, die Hunger verursachten. «Am Kornmarkt wohnend, vermochten Tausende kein Brot zu kaufen, und die Fabel von dem, der mitten im Flusse bis an den Mund im Wasser sass und nicht trinken durfte, fand hier ihre Anwendung. Jeder Kornmarkt oder Donnerstag war ein Tränen- und Schreckenstag [...]»¹⁴⁰

Obwohl der Bezirk Rorschach, welcher sich bis vor die Tore St.Gallens hinaufzog, mit seinem Obst- und Weinanbau zu den bevorzugten des Kantons gehörte, wurde auch er hart beschädigt. Der ganze Bezirk zählte im März 1817 schon rund 3000 öffentlich verpflegte Arme, nicht viel weniger duldeten im stillen.

Der Bezirk Rorschach umfasste damals sieben Krei-

se: Straubenzell, Häggenschwil, Tablat, Mörschwil, Steinach, Rorschach und Untereggen, von denen keiner vom grossen Unglück verschont blieb, jedoch dürften Straubenzell, Häggenschwil und Wittenbach vom Schicksal am ungnädigsten behandelt worden sein. Haufen wanderten aus diesen Kreisen nach St.Gallen, wo sie auf die Mildtätigkeit der Bürger hofften. «Ihre blassen Gestalten, ihr ärmliches Aussehen, ihr Elend rührte jedes gefühlvolle Herz; erschütternd waren oft ihre begründeten Klagen, zerreisend die Schilderungen ihres häuslichen Zustandes und der Leiden der oft noch weit unglücklicheren Ihrigen.»¹⁴¹

Aus Goldach meldete Pfarrer Brändle an die St.Gallische Hilfsgesellschaft, wie trostlos es dort aussah: «Durch das schreckliche Hagelwetter, welches den 10. Juni in hiesiger Gegend gräuliche Verwüstungen und entsetzlichen Schaden verursacht hat, sind die armen Bewohner [...] in die traurigste Lage versetzt worden. Viele dieser Unglücklichen hatten ihren Gemeindeteil des angepflanzten Bodens in der Seegegend, woselbst der Hagel beinahe alles zu Grund gerichtet hat. Der Zustand dieser armen Notleidenden ist umso schlimmer und bedauerungswürdiger, weil ihnen dadurch auch für das künftige Jahr fast alle Hoffnung des nötigen Unterhaltes genommen ist. Nebst den vielen, durch das Hagelwetter verunglückten Hausarmen sind im hiesigen Dorfe auch noch viele hülf- und verdienstlose Hintersässen, die in der äussersten Not und im Elend schmachten, weil sie wenige oder gar keine Hilfe aus ihren entfernteren Gemeinden erhalten. Auch unter den armen Gemeindsgenossen nimmt das Elend immer mehr überhand, und da sie fast nichts zu verdienen haben, auch das Almosen sehr sparsam ausgeteilt wird, so müssen manche derselben vor Hunger beinahe verschmachten [...] Da die vormals blühende Cotton-Fabrik allhier viele Fremde herbeigezogen, jetzt aber ins Stocken geraten ist, so sind die Armen hiesiger Gegend von den Hilfsbedürftigsten.»¹⁴² Aus Oskar Recks Geschichte der Gemeinde Goldach erfahren wir, dass der Pfarrer im Totenbuch bei einem halben Dutzend Eintragungen Bemerkungen hinzugefügt habe wie: «aus Entkräftung», «wegen schlechter Ernährung», «an Hunger» etc.¹⁴³ Faul- und Nervenfieber trat auch in dieser Gemeinde auf und löschte viele Lebenslichter aus. In Grub wurden unter dem Datum des 12. Dezember 1817 bereits vierzig Personen genannt, die an Hunger verstorben sein sollen. «Grosse Hilflosigkeit, schlechte, unnatürliche Nahrung und elendes Herumziehen bei

139 Gantenbein, Willi: Was mir meine Grossmutter über die Hungersnot im Werdenberg 1817 erzählte.

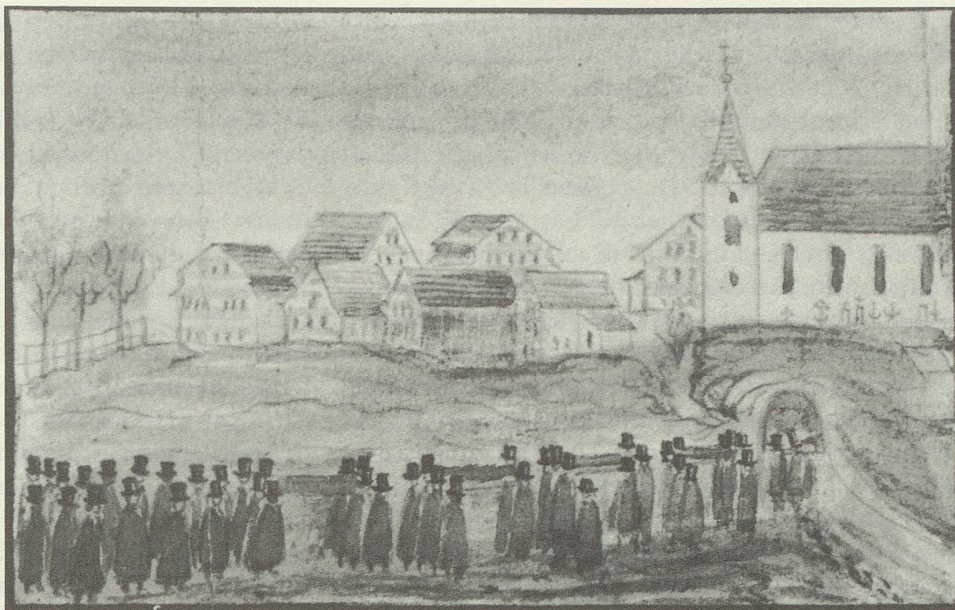
140 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 300 f.

141 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 248 f.

142 Ebenda, S. 244 f.

143 Reck, Oskar: 500 Jahre Goldach, Goldach 1964, S. 239.

Beerdigungsszene.
Aquarell auf dem Andenken-
blatt «Merkwürdige Beschrei-
bung der beispiellosen
Theurung des Jahres 1817».
Privatbesitz, Herisau.



Sturm und Ungewitter, haben ihnen diese elende Todesart zugezogen [...] Die Armut hat in dieser Gemeinde solche Fortschritte gemacht, dass mehrere, welche in den ersten Monaten freiwillige Steuern an die Armen entrichteten, hernach selbst um Unterstützung bei der Gemeinde anhalten [...]»¹⁴⁴

Was die Region Gossau-Wil angeht, so stimmen die Quellen in der Feststellung überein, dass, obwohl auch sie unter dem Unglück seufzte, dort nicht so viele betteln und hungern mussten wie in andern Gegenden. Der Bezirk Gossau verfügte über zahlreiche Hilfsquellen, welche die Not linderten, vor allem, weil er seit jeher als eine Frucht- und Kornkammer des Kantons galt.

Grauensvoll war das Schicksal des Toggenburgs im Hungerjahr. «Ein grosser Teil der Armen ernährt sich nur vom Spinnen, deswegen ergings auch diesem Lande so übel. In diesem Teil des Kantons war die Sterblichkeit am grössten; aus diesem wanderten am meisten Arme und Verlassene in fremde Lande hinaus. Hier zeigten sich Hungergeschwulste und Heisshunger am häufigsten, hier erlagen einzelne auf der Strasse und hauchten verschmachtet ein elendes Leben aus. Es starben z.B. in Kappel in einer Woche achtzehn Menschen, und in einem halben Jahre doppelt so viele als sonst in einem Jahre [...] Ennetbühl war in gleichem Masse elend, Hemberg und das grosse vermögliche Wattwil konnten sich kaum erwehren, Wildhaus wurde fast aufgerieben.»¹⁴⁵ Im ganzen Toggenburg waren es 5000 Arme, welche offiziell um Unterstützung nachsuchten, und in dreizehn Gemeinden war im Laufe eines Jahres nicht eine einzige Ehe geschlossen worden – «Beweis grenzenloser Armut und allgemeinen Schreckens, da sonst auch der Ärmste heiraten will».¹⁴⁶ Auch im Toggenburg grassierte das Nervenfieber, «und zahllose ermangelten der Kleider und zogen zerfetzt und in Lumpen ein-

her».¹⁴⁷ Die Sterblichkeit war im Toggenburg am grössten, dann folgten das Rheintal und an dritter Stelle der Bezirk Sargans. Relativ gering war sie in den Bezirken Rorschach, Gossau und Uznach und am kleinsten in der Stadt St.Gallen. An Hunger und an seinen Spätfolgen sollen im Kanton St.Gallen 1800 Menschen verstorben sein.

Gross war die wirtschaftliche Erschöpfung im oberen Toggenburg, schlimmer noch sah es in den Bezirken Unter- und Altoggenburg aus. Die Schafzucht, eine für diese Gegend wichtige Nahrungsquelle, starb bis zum Jahre 1817 fast völlig aus, und der Mangel an Viehfutter hatte zur Folge, dass auch die Kühe geschlachtet werden mussten. Und weil neben der Viehzucht auch im ganzen Toggenburg das hausindustrielle Baumwollgewerbe die wichtigste Stütze der Volkswirtschaft bildete, wurde es ein leichtes Opfer des Verhängnisses. Schon im Oktober 1816 wurde es vom härtesten Los betroffen. «Wir sehen eine Menge armer, verlassener Kinder, denen die Not Vater oder Mutter geraubt hat oder die sonst gänzlich verwahrlost sind und aus denen eine völlig verdorbene Menschenklasse heranwächst [...] Unreife Früchte, welche die Jahreszeit dem Hungernden, dem Unersättlichen darbietet und die schauerhafte Begehrlichkeit, mit der die Armen alles Geniessbare ergreifen, verbunden mit dem Einfluss herbstlicher Witterung, lassen gefährliche Krankheiten befürchten.»¹⁴⁸ Milch und Käse wurden unerschwinglich, und bald

¹⁴⁴ Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 245 f.

¹⁴⁵ Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 302 f.

¹⁴⁶ Ebenda, S. 303.

¹⁴⁷ Ebenda.

¹⁴⁸ Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 179 f.

fehlte es auch an den übrigen Lebensmitteln; die Älpler weideten nun selber die Kräuter, die früher allein ihrem Vieh als Nahrung gedient hatten.

Im «Bürger- und Bauernfreund» vom 9. April 1817 findet sich dieser Bericht aus Mosnang: «Die Not ist gross, dass der Hungertod unausweichlich wird. Krankheiten drohen auszubrechen, und den Anfang zu denselben zeigen Geschwulsten an, auf die eine gänzliche Kräfteabnahme erfolgt, und um so mehr erfolgen muss, als die Nahrung einzig aus gedörrten Kartoffelhülsen mit Wasser, Grösche und höchstens Leinmehl vermischt, besteht. Die Gemeindevorgesetzten befinden sich bei der Menge von Notleidenden ausser Stande, hinlängliche und zweckmässige Unterstützung reichen zu können. Schon der blosser Anblick, der bereits erblasst[en], auf harter Bank liegenden Kranken, ist ein herzrührender Anblick, und ihrer Sehnen nach Labung wenigstens durch eine stärkende sie erquickende Brühe, vermehrt das Mitleidsgefühl für dieselbe in verdoppeltem Masse.»¹⁴⁹

«Leider ist Not und Armut im hiesigen Bezirke sehr gross», rapportierte der Statthalter des Obertoggenburgs, «und die grosse Menge derer, die nur einen sehr kleinen Verdienst haben, macht die grosse Teuerung aller Viktualien desto drückender [...]»¹⁵⁰

Ausser Glarus ist kein Kanton in eine so schlimme Lage geraten wie das Appenzellerland. Wie schlimm es aussah, enthüllt diese Geburts-, Toten- und Eheliste Ausserrhodens für das Jahr 1817:

	Geboren	Gestorben	Ehen
Trogen	52	146	3
Herisau	234	455	26
Hundwil	36	276	4
Urnäsch	81	340	20
Grub	16	73	3
Teuffen	98	330	11
Gais	61	93	11
Speicher	66	194	3
Walzenhausen	39	103	3
Schwellbrunn	62	307	13
Heiden	63	149	2
Wolfhalden	52	170	12
Rehetobel	50	170	13
Wald	40	170	3
Rüthe	17	61	8
Waldstadt	23	75	6
Schönengrund	21	49	7
Bühler	27	78	6
Stein	27	223	5
Lutzenberg	17	70	5
	1082	3532	164

Mehr gestorben als geboren: 2450 Personen

Etwa 18000 Menschen waren auf die öffentliche Armenfürsorge angewiesen. Aber auch Begüterte traf die Prüfung: «Hohe und Angesehene stürzten von schwindelnder Höhe herab, ihr Fall zog andere nach sich, und das Elend der Zeit, und häufig frühere Selbstverschuldung, brachten innert Jahresfrist viele Hunderte in die traurige Lage, sich gepfändet, öffentlich verrufen, ausgetrieben, all das Ihrige und Ehre und guten Namensverlustig zu sehen.»¹⁵¹

Das Appenzellervolk, das seinen Lebensunterhalt hauptsächlich von der Viehwirtschaft – es soll in Ausserrhoden 1814 über 12200 Stück Zucht-, Mast- und Kleinvieh gegeben haben – und vom Baumwollgewerbe bestritt, war ausserstande, sich wirkungsvoll gegen die brutalen Angriffe der bösen Zeitumstände zu wehren.

Der «Ernst der Zeit» brach ausnahmslos in schrecklichster Weise über die zwanzig Dörfer herein. Kaum hatte der Winter 1816 eingesetzt, als Schwärme von elenden Menschen, die «fürchterlichen Todesgerippen gleichen»,¹⁵² die Strassen bevölkerten und nach St.Gallen hinunter drängten, wo sie den Bewohnern zur Last fielen und oft als Gefahr empfunden wurden, denn «keine Strenge und keine Güte, kein Wohltun, keine Aufopferung an die Gemeinden oder von den Gemeinden vermochten ein volles Jahr lang diese Unglücklichen von ihren Heereszügen abzuhalten [...] Es schauderte jedem Gefühlvollern schon beim blossen Anblick der hagern, ausgehungerten, abgezehrten, blassen Gestalten, der Greise, die bis 80 Jahre zählend, oft bis drei Stunden weit herkamen zur Hunger stillenden Nahrung, der Mütter, die mit halberstorbenem Säugling auf dem Arm nach Speise lechzten, der Kindlein, die oft starrend vor Kälte und heulend nach wärmender Suppe schmachten; der zerlumpten, ekelnden Gestalten auch aller Art.»¹⁵³

Einige Streiflichter genügen, um die ganze Wucht des Elends im Appenzellerland sichtbar zu machen.

Weitaus am schlimmsten hergenommen wurde die 1816 noch 1600 Seelen zählende Gemeinde Hundwil, die am Ende des Jahres 1817 300 Einwohner weniger aufwies. 900 Einwohner lebten von öffentlicher Unterstützung, aber sicher 300 hielten sich stille und traten trotz ihres elenden Daseins nicht an die Öffentlichkeit. Es waren fast keine Gemeindegüter vorhanden, die den Armen hätten zur Verfügung gestellt werden können, und fast alle Einwohner hatten sich dem Musseline-Gewerbe verschrieben. Und solange dieses florierte, konn-

149 Aus der Gemeinde Mosnang, in: Der Bürger- und Bauernfreund, 9.4.1817.

150 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 190.

151 Ebenda, S. 56.

152 Ebenda, S. 67.

153 Ebenda, S. 68.

te man sich einigermaßen durchschlagen. Aber die Gemeinde war stets arm, und als die Lebensmittel knapp wurden, stand man dem bösen Ereignis hilflos gegenüber. «Die Not dieser nun so unglücklichen Gemeinde stieg so hoch, dass die schauerlichsten, nicht zu beschreibenden, unerhörtesten Auftritte vorfielen: Unnatürliche, scheussliche Nahrung, namenloses Elend, fürchterlicher Hunger, ekelnde Krankheiten, Hungergeschwulsten, Heiss hunger, Seuchen, Tod, Verbrechen, schändliche Lastertaten; alles erdenkliche Unglück beinahe war das Los dieser Gemeinde.»¹⁵⁴ Am 17. März 1817 teilte Pfarrer Johann Konrad Meyer aus Hundwil Ruprecht Zollikofer mit: «Wir haben eine Klasse Armer, die weit unglücklicher ist als die von der Gemeinde Unterstützten: Solche, die ein Häuschen oder wohl gar Grund und Boden, aber kein Vieh haben, und die deswegen von der Gemeinde keine Unterstützung erhalten, weil die ohnehin schon grossen Anstrengungen der Gemeinde sich sonst allzusehr zersplitterten und den übrigen Armen die Wohltaten nicht mehr für die Hälfte der Woche hinreichen würden. Diese Unglücklichen sehen sich gedrungen, überall ausser den Gemeinden stillem Almosen nachzugehen, weil sie sich überdies noch schämen würden, in der Gemeinde selbst zu betteln.»¹⁵⁵ Im Juni dann muss Pfarrer Meyer noch Traurigeres melden: «Die Not vergrössert sich von Woche zu Woche; die gebende Klasse verarmt immer mehr; – die Lebensmittel werden immer seltener und sind kaum mehr zu bezahlen. [...] – Meine Gemeinde strengt sich nach Kräften an – Überall Unglück, Tod!»¹⁵⁶ Im Juli war die Not schon so furchtbar, dass viele Arme nicht einmal mehr die Kraft aufbrachten, den Sennen auf die Alp nachzuwandern, um dort Schotten zu erbetteln. «Schon zweimal», gab Pfarrer Meyer bekannt, «hatte ich von acht zu acht Tagen 20 Leichen. Im August (bis 5. August) zähle ich bereits 15 Leichen [...]»¹⁵⁷ Und im selben Monat: «Die Folgen des schrecklichen Mangels, so wie auch des Genusses schlechter, unnatürlicher Speisen, zeigen sich immer verheerender, – wenn eines dahinstirbt, so kommen immer zwei wieder mit den deutlichen Merkmalen nahen Todes zum Vorschein.»¹⁵⁸ In einem Brief vom Dezember lesen wir: «Ach, man darf wahrlich weder Hypochondriker noch Melancholiker sein, um eine Jeremiade über die andere über seine Gemeinde anzustimmen und wenn man bald beten möchte: Hilf Herr! Herr hilf! bald ausrufen: Herr, nimm die Last nun über dich, Menschen vermögen sie nicht mehr zu tragen!! – O, da alles so traurig harmoniert, hat man nicht Grund zu sagen: Hundwil sei die ärmste Gemeinde in der Welt, und sie um Gotteswillen der Barmherzigkeit der Brüder zu empfehlen [...]?»¹⁵⁹

Herisau, das im 15. Jahrhundert dem Abte von St.Gallen noch jährlich an Zehnten 480 Käse, drei Kühe, sechs Malter Haber und vier Mütt¹⁶⁰ Korn abgeliefert hatte, – ein deutlicher Beweis dafür, wie bedeutend

damals dort Feldanbau und Viehzucht noch waren –, lebte in der Folge zunehmend vom Textilgewerbe. So musste es das Schicksal mit den übrigen Gemeinden des Kantons teilen. Verzweiflung herrschte dort unter den Armen, «die zu jedem Balken halten würden, der Tod oder Rettung bringt».¹⁶¹ Aus einem Schreiben an Ruprecht Zollikofer geht hervor, dass auch nach dem Abklingen der Krise, im Frühjahr 1818, der Hunger noch seine Opfer forderte: «Das Defizit unserer Bevölkerung dürfte im Jahr 1818 grell werden, bei täglichen Todes- und äusserst seltenen Geburtsfällen. Hier sind in vierzehn Tagen drei Kinder tot zur Welt gekommen, und andere Neugeborene kehren bald in den Staub zurück.»¹⁶²

Ein nicht weniger düsteres Bild bot sich den Beobachtern im Appenzeller Mittel- und Vorderland. Ohne Ausnahme wurden die Gemeinden hart mitgenommen. Rehetobel zählte auf 1166 Gemeindeangehörige 500 öffentliche Arme. «Unerschwinglich waren auch für sie die Preise der Lebensmittel, unbeschreiblich der Mangel, erdrückend die Stockung alles Handels und Wandels.»¹⁶³ Die meisten Toten hatten die Textilheimarbeiter zu beklagen. Gegenüber normalen Zeiten erreichte das Jahr 1817 die dreifache Anzahl an Toten. Die 196 Verstorbenen verteilten sich in der genannten Gemeinde folgendermassen auf die Monate: Januar 11, Februar 11, März 6, April 16, Mai 26, Juni 13, Juli 26, August 29, September 12, Oktober 14, November 17, Dezember 15. Die Kurve der Mortalitätsziffer läuft parallel zu jener der steigenden und fallenden Not. «Am grössten war diese in den Sommermonaten, als zu den Mangelkrankheiten sich noch Seuchen wie Faul- und Nervenfieber sowie Typhus verbreiteten.»¹⁶⁴ Viele waren vom Heiss hunger befallen und zeigten Hungergeschwulste. Kirche und Schulen wurden auch hier von den Armen oft nicht mehr besucht, weil es ihnen an Kleidern mangelte.

Heiden, das zwischen 1807 und 1816 mit einer Ziffer von 76 Toten im Jahre 1813 ein Maximum erreichte, hatte 1817 und 1818 149 beziehungsweise 107 Todesfälle zu beklagen, im Jahr darauf sank die Zahl auf 86.

Insgesamt herrschte in Ausserrhoden noch viel das grössere Elend als im Kanton St.Gallen. Am hilfsbe-

¹⁵⁴ Ebenda, S. 73 f.

¹⁵⁵ Ebenda, S. 94.

¹⁵⁶ Ebenda.

¹⁵⁷ Ebenda, S. 95.

¹⁵⁸ Ebenda, S. 95 f.

¹⁵⁹ Ebenda, S. 102.

¹⁶⁰ 1 Mütt = 96,8 Liter; 1 Malter = 150 Liter.

¹⁶¹ Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 92.

¹⁶² Ebenda, S. 93.

¹⁶³ Ebenda, S. 109.

¹⁶⁴ Schläpfer, Walter/Kern, Karl/Sturzenegger, Arthur/Schläpfer, Rudolf/Schmid, Alfred: Geschichte der Gemeinde Rehetobel 1669–1969, Herisau 1969, S. 162.

dürftigsten waren die 8000 Weber und die Spuler: «Sie spulen, sticken, betteln und – sterben!»¹⁶⁵ Unbeschreiblich war die allgemeine Erschöpfung des Landes am Ende der Hungerperiode. Von 1734 bis 1816 hatte sich die Ausserrhoder Bevölkerung um 4850 Seelen vermehrt, das Jahr 1817 mit seinem Überschuss von 2450 Todesfällen hat demzufolge den Bevölkerungszuwachs von 82 Jahren um die Hälfte vermindert. Die demographische Negativbilanz des Hungerjahres 1816/17 übertraf jene der Hungersnot von 1770/71 bei weitem. Die Lebensmittelpreise erklimmen schwindelnde Höhen, «die Bäckerläden etc. glichen oft wahren Tumultplätzen, und konnte man den Hunger ums Geld nicht mehr stillen, so ward zu Raub und Diebstahl Zuflucht genommen».¹⁶⁶

Der Niedergang war für die Appenzeller Wirtschaft umso schmerzlicher, als die sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts für das Textilgewerbe beinahe golden ausgefallen waren und man sich in der Hoffnung gewiegt hatte, es gehe ewig so weiter, «der Handel in der geblühten Leinwand, Barchent, Musseline, Baumwolltüchern und andern florierte, sehr stark [...] In Herisau wurden Fabriken, Bleichen, Färbereien und Druckereien errichtet, die schönste Indienne wurde allda verfertigt und nachher auf die Messen verführt [...] Die Leinwand hatte so guten Abgang, dass man nicht genug anschaffen und Arbeitsleute bekommen konnte [...] Dadurch kam viel Geld ins Land. Es wurden die vielen Armen dem Bettel entzogen [...]»¹⁶⁷ Und nun dieser Absturz! Der Schock war gross über den gewaltigen Kontrast. «O, welch Verderben brachten ein paar wenige verdienstlose Jahre über dieses reizende Hochland wie voll wurde das Mass seiner Leiden im verhängnisvollen Jahre 1817.»¹⁶⁸

Was Innerrhoden angeht, so durften zu Anfang des letzten Jahrhunderts seine wirtschaftlichen Zustände als relativ zufriedenstellend bezeichnet werden. Mit dem Jahre 1817 jedoch brachen schwarze Tage herein und stürzte das an bescheidenes Leben gewohnte Bergvölklein in tiefstes Unglück. «Mangel war beinahe an allem vorhanden; die Preise der Lebensmittel waren um das vier- und sechsfache gewöhnlicher Jahre gestiegen, hingegen die Güter und Wiesen waren immer tiefer an Wert und an Preisen gesunken [...] Durch den Verlust des Verdienstes war nun alles noch viel hilfloser und elender. Man verminderte anfänglich den Genuss gesunder, kräftiger Nahrung, bald aber musste man froh sein, noch die geringste, schlechteste Nahrung geniessen zu können.»¹⁶⁹ Viele Hungernde zogen auf die Alpen, wo sie bei den Sennen Molken erbettelten. «Jeder, der des Bettelns nicht schon gewohnt war, suchte sich desselben noch möglichst zu erwehren, aber, früh schon gänzlich abgemattet, mit Hungergeschwulsten und Heiss hunger behaftet, wurde das Betteln bald eine Wohltat; und in Appenzell allein [...] stieg im Jahr 1817

die Anzahl der öffentlich unterstützten Armen bis zur furchtbaren Masse von 3400 und darüber noch.»¹⁷⁰

Was vordem nur den Schweinen vorgeworfen, wurde nun von Tausenden als köstliche Speise eingenommen. Dabei verloren die Menschen ihre natürliche Hautfarbe und erhielten ein blasses, gelbliches Aussehen, schliesslich wurden sie angeschwollen, bekamen elefantenähnliche Füsse, am ganzen Körper zeigten sich Ausschläge und Geschwüre. Oft sanken sie vor Entkräftung nieder und klagten über Brennen und Zehren im Magen. «Aber jene, die oft mit dieser Beschwerde befallen wurden, unterlagen endlich oft sehr schnellem Tode.»¹⁷¹

Mit dem Anbruch des schönen Frühlings 1817 schien die Rettung für die Armen nahe, aber der Schein trog: «Der freie Aufkauf von Vieh, den man nach den Gesetzen des Landes für unantastbar hielt, verarmte dasselbe vollends noch. Ganze Herden grösseren und kleineren Viehs wurden nun in das Innere der Schweiz und in das Ausland geführt [...] Die Weiden waren bald fast ganz leer und öde gelassen; die Heimweiden ohne Vieh entzogen bald auch dem Mittelmann den Unterhalt [...]»¹⁷²

Am Ende des Jahres 1817 ergab sich für Innerrhoden ein Menschenverlust von 941, d.h. fast ein Zehntel seiner Bevölkerung.

Auch wenn die Hungersnot das Appenzellerland entsetzlich terrorisierte, so war dessen Leiden doch nicht mit dem zu vergleichen, was die Bewohner des armen Glarner Bergtales zu erdulden hatten. Peter Scheitlin hat auf seiner Wanderung durch das Glarnerland Szenen erlebt, die zu schildern selbst ihm als einem guten Schriftsteller allergrösste Mühe bereitete. Schon in der Hauptstadt begegnete er Heerscharen von Bettlern. «Glarus war ihr Sammelplatz. Fast alle trugen Kleider aus Fetzen aller Farben zusammengesetzt.»¹⁷³ Er besuchte auch das am Fusse des Glärnisch gelegene Schwändi, ein «blutarme(r) Ort», wo kein Getreide, kein Wein, kein Obst und nur wenig Kartoffeln wuchsen. «Aus Steinen ziehen sie keine Säfte. Da oben ist aber alles Stein und mit Steinen besät, die vom Glärnisch herabgefallen sind.»¹⁷⁴ Die Beschäftigung der Dorfbewohner war vordem das Spinnen, textile Heimarbeit gewesen, die auch hier wie anderswo die Überbevölkerung gefördert hatte. «Kinder sind ein herrlicher

165 Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 122.

166 Ebenda, S. 133.

167 Ebenda, S. 137.

168 Ebenda, S. 151.

169 Ebenda, S. 152 f.

170 Ebenda, S. 153.

171 Ebenda, S. 154.

172 Ebenda, S. 155.

173 Scheitlin, Peter: Meine Armenreisen, S. 54.

174 Ebenda, S. 58.

Von Hungertod bedrohte Familie.
Aquarell auf dem Andenkenblatt «Merkwürdige Beschreibung der beispiellosen Theuerung des Jahres 1817».
Privatbesitz, Herisau.



Gottesegen, wenn man – sie ernähren kann, und viel Volk steht einem Lande wohl an, wenn das Land genug fruchtbaren Boden hat.»¹⁷⁵ Der Kanton Glarus, «diese gewaltige Sammlung von gewaltigen Steinhäufen»,¹⁷⁶ konnte seine Bevölkerung nicht ausreichend ernähren. Peter Scheitlin wurde von hungernden Kindern und Müttern umlagert, die ohne Aufdringlichkeit und stumm, allein mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung in den Gesichtern, um Nahrung flehten. Unter anderem fand er sich auch in Linthal ein und betrat dort eine dieser elenden Hütten: «Kein Elend sehen, verweicht, keine Arme sehen, macht hochmütig, keine Hungerige sehen, macht unzufrieden und undankbar. Aber durch solche Anblicke kommen hässliche Bilder in die Seele und bleiben darin hängen [...] Da ich in eine dieser Hütten oder eines dieser Löcher eintrat, befahl mich in der Tat beinahe ekelndes Entsetzen. In einem kleinen Stübchen waren acht Menschen in schwarzen Lumpen, die als zerrissene, zerfranste Fetzen kaum an ihnen hängen bleiben konnten, beieinander. Der Schmutz und Dunst war zum Erschrecken. Die Weiber waren halbnackt. In einer Wiege lag ein neugeborenes Kind, von einem Leichnam erzeugt und von einem Leichnam geboren. Wie ein Tod lag es in den Fetzen der Wiege, blass, ohne eigene Kraft, ohne bemerkbare Sorge der Eltern. Seine Nahrung waren Kartoffeln, die als Früchte dieses Jahres, elend genug sein mochten. Die natürlichste Quelle, aus der es seine Nahrung hätte ziehen sollen, war versiegt. Wie aus Gräbern hervorgescharrt, sahen alle Anwesenden aus, am elendesten der ausgemagerte Vater des Kindes, dessen hohle Augen und eingefallene Backen und Auszehrungshusten die Nähe des Todes verkündigten oder den Tod selbst sichtbar machten. Tische, Bänke, Stühle waren keine vorhanden, auch nicht

ein Hausgerät, nicht ein Stück Bettzeug, nicht ein Stück Kleidung. Wände, Boden und Decke und Fenster waren schwarz. Alle schlafen auf dem Boden und essen auf dem Boden und liegen sonst auf dem Boden. Sie kochten soeben vor der Türe Kartoffeln. Ich liess mich mit ihnen in ein Gespräch ein. Ruhig antworteten sie auf meine Frage: was sie denn doch auch zu ihrem namenlosen Elend denken, was sie in ihm anfangen wollen? «Herr! wir müssen halt sterben. Wir können uns selbst nicht mehr helfen. Wir müssen halt verhungern. Unsere Kartoffeln sind nun aufgezehrt, und der Winter kommt. Wir können dem Bettel nicht mehr nachgehen. Wir dürfen in unsern Fetzen nicht auf die Strasse, nicht vor die Türe hinaus» – so entgegnete mir der Gefragte. «Geht ihr denn nie in die Kirche, gehen eure Kinder nie in die Schule?» «Ach, Herr! urteilt selbst, ob wir in diesen Gewändern in Kirche und Schule gehen dürfen! Seit drei bis vier Jahren sind wir in keiner Kirche, unsere Kinder in keiner Schule gewesen. O, wenn wir nur noch wie andere, dem Bettel nachgehen und nach Glarus hinuntergehen könnten!» Die Weiber sprachen nichts. Stumm schauten sie mich an.»¹⁷⁷

Der Hunger isolierte die Menschen nicht nur von der Dorfgemeinschaft, selbst innerhalb der Familie brach mit der Zeit jede Kommunikation ab, jedes vegetierte für sich. Der Hunger zerschnitt selbst die engsten Bande zwischen Eltern und Kindern, Väter rissen ihren Frauen, ja selbst die Mütter ihren Kindern, oft den letzten Nahrungsrest aus den Händen. «O, wer ein so trauriges, schreckliches, ekelhaftes Hausleben hat, für den

¹⁷⁵ Ebenda, S. 59.

¹⁷⁶ Ebenda, S. 60.

¹⁷⁷ Ebenda, S. 100 f.



*Nervenfieber.
Typhus.*



*Ruhr.
Dysenteria.*



*Nervenfieber.
Typhus.*

Krankenbilder aus: Dr. K.H. Baumgärtner: *Kranken-Physiognomik*, Stuttgart 1842.

muss zuletzt sogar die erhabenste Natur nur kahler Stein, wilder Fels und erdrückende Traurigkeit werden. Und Welch ein Umgang solcher Menschen miteinander? Alle nagen miteinander auch während der Tagesgespräche am gleichen Hungertuche. Hat man sich an diesem einmal fast totgenagt, so – spricht man gar nichts mehr miteinander. Jedes starrt stumm in den Boden oder erschrickt, wenn es sich selbst in dem gegenüber Sitzenden erblickt, vor sich selbst. Wenn kein Kind mehr aus der Schule ein neues Wort, kein Vater mehr von der Strasse und auch seinem Berufe einen neuen Vorfall, keine Mutter mehr aus der Kirche einen neuen Gedanken mit nach Hause und ins Gespräch hineinbringt – alle immer und ununterbrochen nur Wolle bearbeiten, nur das Rädchen drehen, nur Locken ziehen, welche ärmliche Einförmigkeit muss sich in solchen Menschen einnisten! Eine Einförmigkeit, die Unwissenheit, die Gleichgültigkeit und Stumpfsinn scheint, vielleicht ist, gewisslich durch gänzliche Geistesentkräftung dazu führt.»¹⁷⁸

Schrecklich ist die Vereinsamung des Hungernden, dem der Mangel keine andere Wahl als den Gedanken an die Erhaltung der nackten Existenz lässt, bis er schliesslich nicht einmal mehr dafür noch Kraft und Wille aufbringt. Noch bevor der Hunger den Körper überwältigte, führte er zum geistigen und sozialen Tod. Früher oder später war das Schicksal der Hungernden der Stumpfsinn.

Hungerkrankheiten

Die Heftigkeit der Hungerkatastrophe von 1816/17 sowie ihre relativ lange Dauer – in abgelegenen Gegenden hielt sie länger als ein Jahr an – waren Ursache für eine

ganze Reihe von Krankheiten, welche insbesondere die ärmere Bevölkerung heimsuchten und teilweise epidemischen Charakter annahmen. Noch im Jahre 1818 sind zahlreiche Menschen Krankheiten zum Opfer gefallen, die der Hunger verschuldet hat. Nicht nur die fehlende Nahrung hat die Körper geschwächt, auch die Einnahme von minderwertiger, ja schädlicher Ersatzkost hat die Lebenskraft des Volkes angegriffen. Einige der typischen «Hungerkrankheiten» lassen sich anhand der Zeitzeugenberichte einwandfrei erkennen, andere im Gefolge des Nahrungsmangels auftretende, vom Normalen abweichende physische und psychische Erscheinungen sind aufgrund mangelhafter Beschreibungen – noch verfügte die damalige Zeit nicht über jene Präzision in der Diagnostik – nicht eindeutig zu identifizieren. Manchmal wurden für dieselbe Krankheit die verschiedensten Namen verwendet und unterschiedliche Krankheiten, die ähnliche Symptome aufwiesen, mit einer einheitlichen Bezeichnung versehen.

«Ja, damals schien es fast, als ob der Herr uns alle, alle vergessen und verlassen habe!», klagte der bereits erwähnte Pfarrer Meyer Ruprecht Zollikofer. «Meistens unter Armen, zumal unter Kindern, herrschte die weisse und rote Ruhr, hatte aber auf die Mortalität keinen grossen Einfluss. In den letzten zwei Monaten waren viele von einem langwierigen, den Verstand lange beraubenden, sehr hitzigen Fieber, das vier bis sechs Wochen dauerte, angegriffen; jedoch erholten sich alle wieder [...] Viele waren vom Heiss hunger befallen. Hungergeschwulste zeigten sich überall, auch sogar beim Vermöglichen; bei den Armen war die gewöhnliche Folge der Tod.»¹⁷⁹

¹⁷⁸ Ebenda, S. 103 f.

¹⁷⁹ Zollikofer, Ruprecht: *Der Osten meines Vaterlandes*, Erster Teil, S. 103.

In diesem kurzen Briefabschnitt werden vier Krankheiten aufgeführt, welche überall in Erscheinung traten, wo der Hunger intensiv wirkte. Während der Heiss hunger und die Hungergeschwulste oder -ödeme zu den eigentlichen Hungerkrankheiten gezählt werden, weil sie in direkter Folge des Nahrungsmangels entstehen, gelten Ruhr und Nervenfieber – dies ein veralteter Ausdruck für Flecktyphus oder Fleckfieber – als Krankheiten, welche durch das Zusammenwirken von Hunger und schlechten Lebensverhältnissen, wie fehlender Hygiene oder unmenschlichen Wohnbedingungen, auftreten können. Es bedarf keiner weiteren Erklärung dafür, dass die sozial Benachteiligten während der Hungerkrise gerade unter diesen Übeln am meisten zu leiden hatten, sie vor allem wurden von wahren Ruhr- und Typhusepidemien heimgesucht. Die Ruhr oder Dysenterie, in der Regel auf eine Infektion durch Bakterien zurückzuführen, wurde durch mangelnde Hygiene gefördert. Das immer wieder in den Berichten erwähnte Nerven- oder Faulfieber war die während der Hungerzeit am meisten verbreitete Seuche. Der von der Kleiderlaus übertragene Erreger verursacht hohes Fieber und einen fleckigen Ausschlag. Die Befallenen leiden unter Benommenheit und einem stark gestörten Kreislauf, wirken auf den unkundigen Beobachter wie Menschen, die den Verstand verloren haben. Das Fieber kann bis 20 Tage dauern, und für etwa 20 Prozent der Patienten endet die Krankheit tödlich. Als Not- und Hungerkrankheit hat das Fleckfieber immer wieder Massensterben verursacht, weil gerade in Krisenzeiten die Verlausung bei den Unterprivilegierten zunimmt.

Das Fleckfieber herrschte besonders in den Kantonen St.Gallen, Thurgau und Appenzell, und auch die Stadt St.Gallen blieb davon nicht verschont. Im Frühjahr 1817 breitete sich diese bössartige Epidemie wie ein Buschfeuer aus. «Ganze Familien lagen an dieser Krankheit darnieder [...] Immer weiter griff die Krankheit nun um sich, dehnte sich bald über viele Dörfer und Städte und einzelne Wohnungen unseres Landes aus, ward immer verheerender [...] Monatlang schmachteten der Unglücklichen viele auf hartem Krankenlager.»¹⁸⁰ Über den Sommer schien die heimtückische Krankheit verschwunden zu sein, dann aber machte sie sich, vor allem im Rheintal, erneut und noch heftiger bemerkbar. In Marbach trat das Übel in mehreren Häusern auf, «die wegen Verwandtschaft auch die meiste Gemeinschaft miteinander hatten. Dann verbreitete es sich auch in den Gemeinden der Umgegend. Vorzüglich grassierte es in der zahlreichen Gemeinde Altstätten unter der ärmeren Klasse ausser der Stadt und auf den Bergen, die noch an den Folgen des Mangels litten, und die in kleinern Häuschen konzentriert lebten [...] Geistliche und Ärzte, die oft und lange in der Umgebung der Kranken waren, wurden ergriffen,

Krankenwärter blieben selten befreit, und viele büssten ihren barmherzigen Dienst mit dem Tode.»¹⁸¹

Während der ersten beiden Quartale des Jahres 1818 noch starben in den vier obern Kreisen des Rheintals, die 13 599 Seelen zählten, total 200 an Nervenfieber.

Auch wenn in jener Zeit noch wenig über die Ursachen solcher Epidemien bekannt war, so wusste man doch um die Ansteckungsgefahr. Dass allerorten gerade während der Hungerkatastrophe das Bettelwesen energisch bekämpft und alles unternommen wurde, die Zahl der herumziehenden Almosenempfänger zu reduzieren, hat unter anderem auch mit der Furcht zu tun, es könnten die vagabundierenden Bettler Seuchen verbreiten.

Neben dem Nervenfieber brachte die Hungersnot vor allem Krätze, Hautinfekte und Furunkulosen als typische Sozialkrankheiten hervor. Als eine Hungerkrankheit im engeren Sinne sind die Hungergeschwulste zu bezeichnen, welche auf Eiweissmangel im Blut infolge einseitiger und unzureichender Kost zurückzuführen sind. Hungergeschwulste oder -ödeme sind durch die Ansammlung von eiweissarmem Gewebwasser unter der Haut und in den Körperhöhlen gekennzeichnet. Eigentlich handelt es sich bei dieser Krankheit um nichts anderes als um einen Zusammenbruch des Stoffwechselhaushaltes. Der daran Erkrankte sieht blass aus, zeigt ein aufgedunsenes Gesicht, besitzt gegenüber Infektionen keine Abwehrkräfte mehr, und seine hormonalen Funktionen sind stark gestört. Das in der Hungerzeit häufig beobachtete Ausbleiben des Zyklus bei den Frauen war einer der auffallendsten Hinweise auf die Desorganisation der Hormonproduktion. Ruprecht Zollikofer traf an Hungerödem leidende Arme in Innerrhoden und bemerkte, «dass sie die natürliche Farbe der Gesundheit verloren [hatten], blasses, gelbes Aussehen bekamen, angeschwollen wurden, Elefanten ähnliche Füsse erhielten, am ganzen Körper mit Ausschlägen [...] und Geschwüren bedeckt waren [...]. Aber jene, die oft mit dieser Beschwerde befallen wurden, unterlagen endlich oft sehr schnellem Tode – der süssliche Geruch solcher Kranken war gewöhnliches Vorzeichen ihres Todes.»¹⁸²

Der Heiss hunger quälte viele. «Nichts konnte ihren Hunger mehr stillen. Die Nahrung, die einer zahlreichen Familie eine ganze Woche lang genügt hätte, verschlangen solche oft in wenigen Stunden, wenn mitleidige Herzen sich ihres furchtbaren Zustandes annahmen. Glaubte man, sie seien endlich gesättigt, so sahen sie noch gierigen Blickes nach neuer Nahrung, beneideten selbst die eigenen Hausgenossen um den letzten schmalen Bissen [...] Dieser Heiss hunger, beim Volke

¹⁸⁰ Ebenda, S. 48.

¹⁸¹ Der Bürger- und Bauernfreund, 5.8.1818.

¹⁸² Zollikofer, Ruprecht: Der Osten meines Vaterlandes, Erster Teil, S. 154.

«Hundshunger» genannt, war ein gewöhnlicher Begleiter des Hungertodes. Zuerst zeigte sich ein gänzlich Schwinden der Muskulaturteile, dann grosse Schwäche der Gliedmassen, besonders der Knie, Schwindel, Heiserkeit, alterndes, greisenhaftes Aussehen selbst bei jugendlichen Personen, scharfer, süsslicher Geruch des Atems, Geschwulst der Füsse, Ausbleiben der monatlichen Reinigung beim weiblichen Geschlechte. Bei all diesen Leiden aber hatten die armen Opfer immer heitere, glänzende Augen [...] «Nahe dem Tode», schreibt ein Augenzeuge, «seufzen die Unglücklichen nach Brot, selbst, wenn sie schon sprachlos sind, beschlecken sie die Lippen noch, wie der Säugling, der sich nach der Mutterbrust sehnt.» Mit dem Fortschreiten der Krankheit äussern sich abwechselnd schneidende Schmerzen im Magen und quer durch den Unterleib. Derselbe wurde bei Erwachsenen dünn und eingeschnürt, bei Kindern tympanitisch (trommelartig) oder atrophisch aufgetrieben, in schneidendem Kontrast mit den abgezehrten Gliedmassen und dem gerunzelten, schmutzig gelben Gesicht. Der Stuhlgang war gewöhnlich selten und trocken, zuweilen aashaft riechend, der Urin sparsam und farblos. Das spärlich oder unzeitig Genossene wurde oft erbrochen, doch litten sie weder an Schweiß noch an Ausdünstung. Wenn nun durch Nahrungsmittel nicht geholfen wurde, so nahmen die Kräfte ab, der Puls wurde schwach und langsam, nur 50 Schläge in der Minute, die Gliedmassen erkalteten und wurden steif. Bei einigen stellte sich vor dem Tode der Kinnbackenkrampf ein, bei andern heftige Konvulsionen, auch Blutspeien aus dem Magen. Die Lebenstätigkeit hörte in den äusseren Teilen auf, die Sinne schwanden, nur der Geschmack hielt am längsten. Die Kranken behielten ihr Bewusstsein oder seufzten in einem schwachen Delirium und der Tod schritt von der Peripherie des Körpers zum Mittelpunkt. Die Agonie dauerte ungewöhnlich lang, selbst wenn der Puls schon ausblieb und der Atem zu stossen schien, erholte sich der Sterbende mit einem Male und täuschte die das Ende erwartenden Umstehenden.»¹⁸³ Aus Verzweiflung haben sich viele das Leben genommen.

Doch, genug der Elendsschilderungen! Die aus verschiedenen Regionen der Ostschweiz ausgewählten Szenen der Not, welche ins Unendliche fortgesetzt werden könnten, lassen erkennen, wie tief die Not anno 1816/17 in das Volksleben eingegriffen hat. Nichts und niemand blieb davon unberührt. Und was sich damals abgespielt hat, blieb nicht ohne Folgen und Spätfolgen, worüber im zweiten Teil einiges zu berichten sein wird. Zu vergleichen sind die Auswirkungen der damaligen Versorgungs- und Wirtschaftskrise heute allenfalls mit den Hungerkatastrophen in der Dritten Welt; was hierzulande in der Gegenwart unter der Bezeichnung Krise die Politik und die Medien beschäftigt, ist weit von jenen Zuständen entfernt. Ein Abbau am Wohlstand hat

rein gar nichts mehr mit dem Angriff auf die vitalen Grundlagen der Existenz zu tun, welchen die grosse Hungersnot zu Beginn des letzten Jahrhunderts tatsächlich bedeutete.

Dass der technische und industrielle Fortschritt die weit in die Vergangenheit zurückreichende Kette der Hungerkatastrophen in unseren Regionen zerrissen hat, erklärt zu einem schönen Teil jenen Optimismus und jene Hoffnung, welche der unglaubliche wissenschaftliche Aufschwung der folgenden Jahrzehnte in den Menschen erzeugte. Erst in den vergangenen zwei bis drei Jahrzehnten hat sich allmählich die Einsicht Bahn gebrochen, dass für die Errungenschaft eines anscheinend dauerhaften hohen Lebensstandards gleichwohl ein Preis zu entrichten ist – die moderne Technik gibt uns nur die Mittel in die Hand, andere dafür bezahlen zu lassen. Hier jedoch verlässt der Historiker das ihm zugewiesene Terrain, aber weil es ihm sinnlos erscheint, Geschichtsschreibung um ihrer selbst willen zu betreiben, möge man es ihm verzeihen, wenn er sich zum Schluss von der trockenen Bestandaufnahme ein klein wenig entfernt hat, in der Meinung, dass Geschichte nur dann Sinn macht, wenn sie auch ihren bescheidenen Beitrag zur Erhellung der grundsätzlichen Fragen menschlicher Existenz leistet.

¹⁸³ Müller, Anton: Die Hungerjahre 1816 und 1817 in Sargans und Werdenberg, Mels 1913, S. 8 ff.